



MEDIZINISCHE
FAKULTÄT
HEIDELBERG



GEDENKBUCH FÜR WOLFGANG UWE ECKART

7. FEBRUAR 1952 – 16. AUGUST 2021



ZUR ENTSTEHUNG DIESES GEDENKBUCHS

Wolfgang U. Eckart hat sich zu seinem 70. Geburtstag ein Buch mit Erinnerungen von seinen Kolleg:innen, ehemaligen Mitarbeiter:innen seines Instituts in Heidelberg sowie intellektuellen Weggefähr:innen gewünscht. Die Liste der Autor:innen für sein Geburtstagsbuch hat er selbst zusammengestellt. Für uns alle unerwartet starb Wolfgang U. Eckart vor seinem 70. Geburtstag. Einige Beiträge zu dem Geburtstagsbuch waren schon eingegangen und so hielt ich es für angemessen, zu seinem Gedenken diese vielfältigen Erinnerungen von Personen festzuhalten, mit denen Wolfgang U. Eckart sich als Wissenschaftler verbunden fühlte, die Frau Koch-Eckart in einem Gespräch kurz nach seinem Tod seine „zweite Familie“ nannte.

Wolfgang U. Eckart habe ich persönlich erst richtig kennengelernt, als ich seine Nachfolge im Februar 2018 antrat. Herr Eckart hat mich nicht nur sehr freundlich und herzlich empfangen, er stand mir auch mit Rat und Tat zur Seite. Gern erinnere ich mich an einen lauen Spätsommerabend bei einem Essen und einem guten Glas Wein auf der Terrasse des Hauses der Familie Eckart in Ziegelhausen, zu dem Herr Eckart und Frau Koch-Eckart mich eingeladen hatten. In meinen ersten Heidelberger Jahren hat Herr Eckart mich zuverlässig und engagiert bei allen Fragen, auch bei schwierigen Angelegenheiten, beraten. Herr Eckart wird mir mit seiner Liebenswürdigkeit, seinem Humor und dem solidarischen Rückhalt, den er mir gab, sehr fehlen!

Ich habe großen Respekt vor dem, was er hier in Heidelberg geleistet hat. Dass die Medizingeschichte in der Medizinischen Fakultät und auch in den anderen Fakultäten der Universität Heidelberg nicht nur sehr bekannt ist, sondern auch sehr geschätzt wird, ist stets zu spüren und Wolfgang U. Eckart zu verdanken.

Die im Folgenden – in alphabetischer Reihenfolge nach Autor:innen geordneten – zu lesenden persönlichen Erinnerungen sind in Form und Länge sehr unterschiedlich gestaltet und zeigen so in vielfältiger Weise, wie Wolfgang U. Eckart wahrgenommen wurde.¹

27.11.2021, Heidelberg

Karen Nolte

1 Auch die Frage und Form des „Gendern“ liegt im Ermessen jede:r Autor:in.

WOLFGANG ECKART – ALLROUNDPROFESSOR

Gewiss war es Wolfgang Eckart nicht „in die Wiege gelegt“, dass er einmal mit mir zusammen ein dreibändiges, über viele Disziplinen und Forschungsansätze gespanntes „Handbuch menschenwürdiges Sterben“ herausgeben würde, ein Projekt, das uns sechs Jahre mal mehr, mal weniger in Atem hielt. Doch der Reihe nach.

Im Frühjahr 2005 konstituierte sich auf Einladung des Theologen Wilfried Härle und des damaligen Dekans der Medizinischen Fakultät, Claus R. Bartram, ein Gesprächskreis zur „Menschenwürde“, zu dem sie Forscher und Forscherinnen einluden, von denen sie wussten oder gehört hatten, dass die (auch) schon zu Fragen der Menschenwürde gearbeitet hatten oder vielleicht aus ihrer Warte zum Thema beitragen könnten. Geplant war wohl zunächst ein lockerer Gesprächskreis, aus dem dann konkretere interdisziplinäre Forschungsprojekte wachsen sollten. Wolfgang Eckart war früh dabei und auch Winfried Brugger, der wenige Wochen zuvor mein Habilitationsvorhaben erfolgreich durch die Heidelberger Juristische Fakultät gelotst hatte. Irgendwann beim wöchentlichen Mittagessen erwähnte Brugger den Arbeitskreis, der sei „ganz interessant“ gewesen, aber er sei dort wohl der einzige Jurist. Nur wenige Wochen später rief er mich in sein Büro und eröffnete mir, der Arbeitskreis wolle sich zunächst auf die „Menschenwürde am Lebensende“ konzentrieren, da habe er nie zu gearbeitet. Ob ich nicht Lust habe, an seiner Stelle da mitzuwirken und die juristische Sicht einzubringen? Tatsächlich konnte ich mich dem Ansinnen kaum entziehen, zumal ich zum juristischen Begriff des Lebensendes bereits gearbeitet hatte, auch zur Organentnahme von Toten und als junger Witwer unfreiwillig gewisse Erfahrungen mit dem Thema gemacht und praktische Blicke auf das Thema geworfen hatte.

So „vorbereitet“ traf ich auf etwa zehn arrivierte Heidelberger Ordinarien und nur ein oder zwei „jüngere“ Leute, die so um die Habilitation herum kreisten. Der Gedankenaustausch schien zunächst etwas unorganisiert, aber dennoch fruchtbar und anregend, zumal für mich, der ich über juristische und philosophische Kreise hinaus über nur wenig interdisziplinäre Erfahrung verfügte. Doch nur wenige Sitzungen später änderten sich Tonlage und Ausrichtung des üblicherweise ein- bis zweimal monatlich tagenden Arbeitskreises: Es solle eine Exzellenzinitiative geben für Universitäten, die besten Unis sollten großzügig gefördert werden, gerade auch für interdisziplinäre Forschung. Und da war der gnädige Blick des Heidelberger Rektorats auf den Arbeitskreis zur

Menschenwürde gefallen. Wäre das nicht ein Vorzeigeprojekt? Aber die Zeit drängte, in den bereits weitgehend fertigen Antrag der Universität Heidelberg mussten noch einige Zeilen zum Arbeitskreis und mögliche Perspektiven eingefügt und dann zur sofortigen Versendung an das Rektorat returniert werden. Mehr oder weniger aus dem Stegreif einigten sich die gerade Anwesenden auf zwei weitere Themen, zwei oder drei schrieben das vollmundig zusammen; der Ausgang ist bekannt: In der ersten Runde ging die Uni Heidelberg „überraschend“ leer aus, aber das hatte immerhin nicht an den Zeilen gelegen, die aus dem Arbeitskreis dazu formuliert worden waren. Und: Neues Jahr, neues Glück, der Wettbewerb sollte wiederholt werden. Nun waren wir gewarnt und gerüstet.

Wolfgang Eckart war mir bis dahin durch seine Bodenständigkeit und Kompromissbereitschaft aufgefallen, die zwar sehr wohl „rote Linien“ kannte, aber immer produktiv blieb. Und als einer der wenigen hatte er den wissenschaftlichen Nachwuchs stets im Auge. In einer Reihe von Sitzungen, meist an Montagnachmittagen, einigten sich die Mitglieder des Arbeitskreises in wechselnden und durchaus größer werdenden Konstellationen schließlich darauf, drei Themen anzugehen, von denen die Menschenwürde am Lebensende das erste blieb. Dann kam die Frage, wer wo mitmachen würde. Während einige fixiert waren auf ein Thema, schwankten andere und ein paar schienen nun ihren Ausstieg vorzubereiten. Auch Wolfgang Eckart war nicht festgelegt, aber schließlich fanden wir uns beide mit fünf anderen bei der „Menschenwürde am Lebensende“ wieder. Und bekanntlich klappte es dann mit dem Heidelberger Antrag in der zweiten Runde: Die Universität war exzellent und der Arbeitskreis ein „Leuchtturmprojekt“, das allerdings nun in ein „Marsiliuskolleg“ als „Institute for Advanced Studies“ eingebracht werden sollte. Damit hatten nur wenige gerechnet, eine gewisse Empörung machte sich bei dem einen oder anderen breit, nach dem Motto „Wir haben die Vorarbeit geleistet und nun das“. Es stellte sich dann schnell heraus, dass unsere drei Teilprojekte alle Geld erhalten sollten und es möglich sein würde, dass jedes Jahr zwei von uns als „Projektfellows“ zu angenehmen Bedingungen Teil des Kollegs werden konnten.

Als es um die ersten Fellows ging, meldete sich Wolfgang Eckart als erster und verblüffte die Anwesenden mit der Mitteilung, er habe sich bereits als individueller

Fellow beworben, sei sehr zuversichtlich, ausgewählt zu werden und wolle deshalb niemandem aus der Runde den Platz wegnehmen. Der Kreis einigte sich dann ohne lange Diskussionen auf Thomas Fuchs und mich als „Projektfellows“, und so verzeichneten die Annalen uns drei als Teil der „ersten Generation“ des Marsilius-Kollegs. Mit meiner Benennung hatte ich nicht im Traum gerechnet. Zu den schwierigsten Aufgaben des ersten Jahrgangs gehörte es dann, die Usancen in so einer Runde auszuloten – und den Pausenwein für die (wieder) montäglichen Sitzungen auszusuchen und die Nachfolger*innen festzulegen. Jeder von uns musste zwei Vorträge für ein wahrlich interdisziplinär zusammengesetztes, um nicht zu sagen: zusammengewürfeltes Publikum halten, die dann teilweise heftig kontrovers diskutiert wurden. Wolfgang Eckart beteiligte sich regelmäßig, mit deutlichen Statements und doch nobel zurückhaltend in persönlicher Kritik. So kannte ich ihn auch aus dem Arbeitskreis.

Das Teilprojekt geriet aber rasch in schwierigeres Fahrwasser. Zwar war vorgesehen, ein Handbuch „Menschwürdig sterben“ zu erstellen, aber alles Weitere war umstritten. Ein gewisses Schlaglicht auf unseren (Teil-)Arbeitskreis wirft der ernst gemeinte und ernsthaft diskutierte Vorschlag, jeder von uns möge doch einfach 70 bis 75 Seiten aus seinem Fach beisteuern, das gebe dann 500 Seiten, Deckel drauf und gut. Nicht nur Wolfgang Eckart fühlte sich da sichtlich unwohl, die Stimmen mehrten sich: es bedürfe „mindestens noch eines palliativmedizinischen Berichts“ und „wollen wir nicht auch die zellbiologischen Grundlagen“... „und die Krebsforschung“... und ... ?! Aber dann müssen wir doch nicht nur die Literatur und die Altersforschung, sondern vielleicht auch die Ethnologie einbringen, nicht nur die christliche Sicht auf den Menschen, auch andere Religionen, die Philosophie, Psychologie... Und selbst einige Großordinarien scheuten bei dem Gedanken, das Thema in der gesamten Breite ihres Faches darzustellen, wo sie doch nur einen Teil daraus vertraten. Dem konnte ich mich nur anschließen. Je kleiner der Beitrag jeder einzelnen Disziplin wurde, weil immer mehr dazukamen, desto stiller wurden einige Protagonisten.

Es war klar: Wenn das Projekt erfolgreich werden sollte, mussten zwei oder drei die Zügel beständig in die Hand nehmen. In meiner Funktion als Protokollführer der Sitzungen (den Jüngsten ...) sandte ich eines Tages ein Protokoll herum, das als Ergebnis festhielt, es müssten mindestens 21 Beiträge sein, weitere seien angedacht

worden und wer denn die Redaktionsarbeit (mit) übernehmen wolle. Nach zwei Tagen erhielt ich die Antwort von Wolfgang Eckart, er sei dabei! Er blieb der Einzige, der ohne Bedingungen zugesagt hat. Seine Zusage rettete das Projekt, denn ich war natürlich als Habilitierter, der nun seit zwei oder drei Jahren „auf dem Markt“ war, latent auf dem Absprung aus Heidelberg. (Die Heidelberger Juristen haben anders als andere juristische Fakultäten in Deutschland nicht nur ein Verbot der Hausberufung jahrzehntelang durchgehalten, sondern strenger noch ein „they never come back“.) Andere ließen ihre Bereitschaft zu qualifizierter Mitarbeit in der Redaktion erkennen und natürlich gab es auch die, die in letzter Minute abspringen wollten. Also wurden in der Folge aus den Siebener- oder gar Zehnerrunden zumeist Zweiertreffen.

Nun war ich für solche Zweiertreffen natürlich aus der Juristischen Fakultät vorgewarnt: So jovial mancher professorale Kollege in größerem Kreis gegenüber einem Privatdozenten wirkte, desto erstaunlicher konnte sich die Wandlung hinter verschlossener Tür entfalten. Meine Faustregel, die leider auch nicht funktionierte: Je älter ein solcher Kollege war und je länger in Heidelberg, desto eher verstand er (es gab damals gerade erst eine zweite Frau) den Umgang mit einem Privatdozenten als Jugendförderung und sah fachlichen Ansichten mit Neugier und manchmal geradezu mit der Erwartung auf Exotisches entgegen. Und die gerade Berufenen sahen sich eine Zeitlang noch als „gerade nicht mehr Privatdozenten“, also nur knapp über Augenhöhe. Wolfgang Eckart war damals ein „Mann in den besten Jahren“, arriviert, in seinem Fach unbestritten ein Schwergewicht, mit deutlicher Breitenwirkung und beeindruckenden akademischen Credentials.

Wie würde die Zusammenarbeit funktionieren? Immerhin standen wir unter einem gewissen Druck, weil das „Handbuch“ die große Veröffentlichung sein würde, die die ganze Universität zusammenführen sollte, zudem ein Vorzeigeprojekt für den Arbeitskreis und das blutjunge Marsilius-Kolleg. Alle meine Sorgen verflüchtigten sich schnell. Die Zusammenarbeit mit Wolfgang Eckart war nicht nur sehr angenehm, sondern beständig produktiv. Sicher half es, dass wir in vielem einer Meinung waren, so etwa, dass in einem Handbuch zu menschenwürdigem Sterben Berichte über Nahtoderfahrungen und deren Analysen nichts zu suchen hatten: Schließlich waren diese Menschen ja gar nicht gestorben und vielleicht sogar in Einzelfällen noch nicht

einmal ernsthaft dem Tode nahe. Auch waren wir uns über die Auswahl der Mitwirkenden durchwegs einig: Heidelberger hatten ein gewisses Pre, ehemalige Heidelberger wurden als solche firmiert, aber wir sprachen bewusst auch Leute von außerhalb der Universität Heidelberg an, sogar Praktiker, deren akademische Bildung teilweise Jahrzehnte zurücklag (und für das Thema häufig genug belanglos war).

Wolfgang Eckart organisierte bei wachsendem Manuskripteingang eine tüchtige Nachwuchswissenschaftlerin als Mitarbeiterin im Projekt, zum Mahnen und Danken, zum Angleichen in der Form und zum Abgrenzen und Abschichten von Inhalten. Eva Schmitt erfüllte ihre Aufgaben souverän und zeigte so Wolfgang Eckarts „feines Händchen“ in Personalrekrutierung und Personalführung.

In der Redaktionsarbeit ergänzten wir uns sehr gut: Konnte der eine wegen anderer dringender Arbeiten mal nicht so viel Energie in das Projekt hineinstecken, versuchte der andere, Zeit freizumachen. Schließlich lieferten auch die letzten Autoren ihre Beiträge, von den fast 120 geplanten Themen konnte nur eins nicht besetzt werden und tatsächlich war 24 Stunden nach der letzten „Deadline“, zu der die Projektförderung des Marsiliuskollegs offiziell endete, passenderweise Karfreitag 2012, der letzte Beitrag eingegangen. Wolfgang erbot sich sogleich, diesen noch am selben Tag redaktionell zu verarbeiten und so ging das Manuskript Ostern 2012 an den Verlag de Gruyter.

Im Laufe der Jahre wussten wir, wie wir tickten und was wir voneinander erwarten konnten. Ich profitierte dabei von der ungleich größeren wissenschaftlichen Erfahrung von Wolfgang Eckart und seiner persönlichen Bescheidenheit, die sich etwa darin zeigte, mir die Leitung der regelmäßig anzusetzenden und angesetzten Autor(inn)-entreffen zu überlassen und schließlich von seinem Einverständnis, uns als Herausgeber des Handbuches in alphabetischer Reihenfolge aufzuführen, eine noble Geste, die den Verlag so überraschte, dass sich im Internet noch heute Cover von Vorabversionen finden, die Wolfgang als Ersten nennen.

Wurde Wolfgang Eckart in Nachrufen vor allem als herausragender Lehrer gerühmt, so war er doch auch ein idealer Forscher und Wissenschaftsmanager: neugierig,

mit scharfem Verstand, bei aller Konzentration auf Wesentliches doch immer auch bereit, einen interessanten „Umweg“ mitzugehen, frei von Manierismen, humorvoll und, wenn es Not tat, durchsetzungsfähig. Anfang November 2012 zeigte sich all das, als wir der „ZEIT“ ein längeres Interview gaben, wenige Tage nach Erscheinen des Handbuches. Im Anschluss verabschiedeten wir uns. Ich habe viel von ihm gelernt. Drei Tage später erhielt ich den Ruf, der mich von Heidelberg, den Grenzbereichen zwischen Medizin und Recht und auch von Wolfgang Eckart ein Stück wegführte. Danke, Wolfgang!

Michael Anderheiden

KEINE AUFGABE IST FÜR MICH DRINGENDER, ALS DIE, NOCH EINMAL WOLFGANG U. ECKART „DANKE“ ZU SAGEN.

Auf der letzten Seite meiner 2008 erschienenen Monographie zur Förderung der Humangenetik durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft schreibe ich, dass die Zusammenarbeit mit Wolfgang U. Eckart einen neuen Lebensabschnitt eingeläutet hat, für den ich sehr dankbar bin: „Als Erstem möchte ich Wolfgang U. Eckart danken, der mir ermöglichte, in Deutschland beruflich Fuß zu fassen, nachdem ich 2001 in Paris meine Koffer gepackt hatte.“

Meine Zusammenarbeit mit Wolfgang U. Eckart beginnt im Sommer 2002. Im Dezember 2001 habe ich meine Promotion an der Pariser École des Hautes Études en Sciences Sociales abgeschlossen und suche als leidenschaftliche Germanophile eine Arbeit in Deutschland. Die Suche erweist sich als schwierig, schließlich weiß jeder, dass es Glücksache ist, im geisteswissenschaftlichen Bereich eine passende Arbeitsstelle zu finden, aber es kommt noch erschwerend hinzu: Mit meinen 25 Lebensjahren bin ich bereits promoviert, es passt nicht zu einem gewöhnlichen Lebenslauf in Deutschland und ich bin keine Muttersprachlerin. Kernaufgabe ist doch das Verfassen von wissenschaftlichen Texten hauptsächlich in deutscher Sprache.

Glück und felsenfestes Vertrauen finde ich SOFORT bei Wolfgang U. Eckart. Es ist ein warmer sommerlicher Tag. Am frühen Nachmittag sind wir zu einem Vorstellungsgespräch in seinem Büro im Neuenheimer Feld verabredet. In der Resopal-Atmosphäre des imposanten Betonbaus findet sich die wohnliche Insel eines Gelehrten, Sammlers und Genussmenschen. Gleich sind wir in ein spannendes Gespräch über das neue Forschungsprojekt verwickelt. Im direkten Anschluss an das Gespräch wird mir ein Arbeitsvertrag für zwei Jahre angeboten, den ich ohne Zögern unterschreibe. Im Nachhinein frage ich mich, welcher Arbeitgeber so mutig gewesen wäre, mich sofort einzustellen. Bei Herrn Eckart habe ich Rückhalt und absolutes Vertrauen von vornherein erlebt. Und nicht nur das: Meine Anstellung ist ein schicksalhaftes Ereignis, mit dem ich Heidelbergerin für nun mehr als 20 Jahre werde.

Auch meine wissenschaftliche Karriere ist für mehrere Jahre in eine produktive Bahn gelenkt. Das neue Projekt verspricht viel Anbindung an eine Community aus jungen Forscher*innen, die von hochkarätigen Historiker*innen geleitet wird. Tatsächlich lässt

das Forschungsprojekt mich an einem gediegenen Forschungsnetzwerk zur deutschen Zeit- und Wissenschaftsgeschichte teilhaben. Direkt in Heidelberg arbeiten mit mir drei weitere Historiker*innen an der Geschichte der DFG. Meine 2008 erschienene Monographie „Der planbare Mensch“, die den Abschluss meiner Arbeitstätigkeit bei Wolfgang U. Eckart darstellt, ist das Teilergebnis der Heidelberger Arbeitsgruppe, die sich im Rahmen des Forschungsprogramms zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft schwerpunktmäßig medizinhistorischen Themen widmet. Tagung für Tagung nehme ich an den Debatten einer Historikerwelt teil, die Fragen zur Beziehung zwischen Wissenschaft und Politik im 20. Jahrhundert entwickelt und lebhaft diskutiert – nicht zuletzt geht es um die Einordnung des Nationalsozialismus in einer wissenschaftshistorischen Perspektive, die an einem Längsschnitt vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zu den 1960er Jahren interessiert ist.

Mit Wolfgang U. Eckart kann man sich unglaublich gut unterhalten. Ein Erlebnis bleibt eindeutig in meiner Erinnerung. Das große Forschungsprogramm zur Geschichte wird durch interne Tagungen und Arbeitstreffen durchgetaktet, bei denen man regelmäßig über Fortschritte und Ergebnisse berichtet. Mit Wolfgang U. Eckart sind wir am Hauptbahnhof verabredet, um zu einer Tagung zu fahren. Während wir reden, gibt es offenbar eine Durchsage, dass unser Zug von einem anderen Gleis abfährt. Wir sind so in das Gespräch vertieft und steigen irrtümlich in einen Zug ein, der uns nach Stuttgart anstatt nach Freiburg im Breisgau bringt. So verpasse ich meinen eigenen Vortrag bei einem der bekanntesten Zeithistoriker Deutschlands, habe jedoch durch die Unterhaltung sehr viel gewonnen.

Wolfgang U. Eckart vertraut, lässt arbeiten und kann sich darauf verlassen. So macht es auch Freude, bei der Sache zu bleiben und Arbeitsergebnisse für die Wissenschaft zu liefern. Manchmal wird es einem dennoch ein wenig schwindelig – schaut man auf die Anzahl der eigenen Veröffentlichungen. Neben Wolfgang U. Eckart fühlt man sich manchmal „klein“. Denn er ist ein Arbeitstier, das bereits um 5.00 morgens am Schreibtisch sitzt und ohne Unterlass an der nächsten umfangreichen Monographie arbeitet, von denen gefühlt jedes Jahr eine erscheint – ohne die vielen weiteren vielfältigen Projekte, die nebenherlaufen, und die erstklassigen Interviews für Rundfunk oder Fernsehen zu erwähnen.

Wolfgang U. Eckart ist in meiner Welt nicht nur der große Medizinhistoriker per se, der leidenschaftlich medizinhistorische Themen in einer enormen Bandbreite und facettenreich präsentieren kann, er ist ein großartiger und charismatischer Redner, ausgestattet mit einer außergewöhnlichen Stimme, die ruhig, besonnen und klar erklärt – und ohne Fachjargon alle erreichen kann. Mit ihm wird Medizingeschichte spannend und lebensnah. In meiner Anfangszeit am Institut für Geschichte (und Ethik) der Medizin hat er mich in seine Vorlesung mitgenommen. So eröffnete sich mir die Medizingeschichte als ein Fach mit weitreichender Bedeutung für die allgemeine Geschichtsschreibung. In der Aula und im Amphitheater durfte ich Wolfgang U. Eckart als einen Bühnenmenschen erleben, der äußerst souverän die medizinhistorischen Themen vorstellte und dabei ein unglaubliches Gespür für den roten Faden hatte. Er hat seine Bühne dominiert, aber nicht erdrückt und die Studenten in seine erzählte Geschichte wie auf eine Zeitreise mitgenommen. Beim Zuhören wurde mir niemals langweilig.

Wolfgang U. Eckart hatte ein ausgeprägtes Interesse für alle Themen der Geschichte. Er war ein Historiker durch und durch, bei ihm war Medizingeschichte kein Orchideenfach, das davon lebt, ausgehend vom medizinhistorischen Sujet immer präzisere und abstrakte Kreise zu ziehen. Ihm waren stets die größeren Zusammenhänge und Bedeutung der Medizin für die Allgemeingeschichte wichtig. Einmal darf ich mit Wolfgang U. Eckart und einer Studentengruppe nach Verdun reisen. Wir besichtigen die Hauptsehenswürdigkeiten, die an die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts erinnern. Wir nehmen an einer Führung teil, aber warum eigentlich? Schließlich steht das Thema Weltkrieg im Mittelpunkt von Wolfgang U. Eckarts Forschungsinteresse. Er ist unermüdlich daran, die Bedeutung der Schauplätze aufzuzeigen. Durch seine Erzählungen wird alles nachvollziehbar, konkret, hautnah und es macht alles einen Sinn im Unsinn der Unmenschlichkeit. Ich sehe ihn noch stehend vor dem Beinhaus von Douaumont in der Mitte einer Gruppe von Student*innen. Er erzählt vom Schicksal und Alltag der Soldaten in den Schächten. Man könnte meinen, er sei dabei gewesen – seine Geschichtserzählungen sind gleichzeitig berührend und wissenschaftlich fundiert. Wolfgang U. Eckart war ein unglaublicher Kenner der Geschichte. Er war ein großer Wissenschaftler, aber er wäre auch der beste Geschichtslehrer gewesen, den man sich wünschen kann.

In meinem Rückblick dürfen die Erinnerungen an die vielen anderen Facetten des Menschen Wolfgang U. Eckart nicht fehlen, diese Erinnerungen werden nicht nur durch die wissenschaftliche Zusammenarbeit geprägt. Wolfgang U. Eckart war ein Wissenschaftler von ganzem Herzen – gar kein Zweifel. Aber meine Erinnerungen sind nicht nur davon gefärbt, dass Wolfgang U. Eckart jedes Jahr eine neue dicke Monographie veröffentlichte und im Rundfunk immer wieder die Bedeutung der Medizin in größere geschichtliche Zusammenhänge brachte. Am Institut lebten wir mit den anderen Mitarbeiter*innen des Instituts in einem kleinen Kosmos mit eigenen internen Gesetzen mehr als 10 Jahre zusammen. Diese Zeit wird geprägt durch die gemeinsamen Feierlichkeiten, Geburtstage, unter anderem im Botanischen Garten, durch die vielen Mittagessen in der Mensa des Neuenheimer Feldes, bei denen unser Chef immer wieder die Aktualität mit uns debattierte und nicht zuletzt sein Interesse an Kochkünsten und am Angeln preisgab. Wolfgang U. Eckart war ein Genussmensch, der samstags gern kochte und den ich einmal auf dem Markt mit einem frischen Bund Möhren unter dem Arm traf. Und er war unheimlich kinderlieb und hatte einen natürlichen Draht zu Kleinkindern. Als Kinder im Institut zu Besuch kamen, hatte er gleich mit seinen Erzählungen deren ganze Aufmerksamkeit für sich. Als Professor hatte er keine Angst, albern zu sein. Am Mittagstisch konnte er den Kindern zeigen, dass auch er als Erwachsener wunderbar die Spaghetti in ihrer ganzen Länge in sich hineinsaugen konnte. Und ganz viel Humor hatte er natürlich auch.

Es ist nun acht Jahre her, dass ich die „Wissenschaft“ verlassen habe und unter anderem Geschichte als Lehrerin eines Heidelberger Gymnasiums unterrichte. Umso dankbarer bin ich, dass Wolfgang U. Eckart damals mein Leben in eine gewisse Bahn gelenkt und mir eine wissenschaftliche Karriere ermöglicht hat – das macht mein Leben reicher. Heute schaue ich rückblickend auf eine inspirierende und erfüllte Zeit zurück und bin Wolfgang U. Eckart im Geist immer noch sehr verbunden. Die Nachricht seines Todes hat mich sehr traurig gemacht. Mit meinen Erinnerungen möchte ich ihn würdigen und ihm Danke für alles sagen.

Für immer dankbar verbleibe ich seine ehemalige und einzige französische Mitarbeiterin

Anne Cottebrune

MEDIZIN MIT MENSCHLICHKEIT

Vor vielen Jahren habe ich Wolfgang Eckart zu einem Seminar eingeladen, in dem es um Stress, Angst, Traumata und die daraus folgenden Erkrankungen ging. Er sprach über Traumatisierungen durch Krieg, genauer: über die traumatisierten Soldaten des Ersten Weltkriegs, die aus den Schützengräben der Westfront zurückkamen. Ich erinnere mich nicht an wissenschaftliche Details des Vortrags, dafür umso mehr an seine mitfühlende und zugleich genaue Schilderung der „Kriegszitterer“ mit ihrem massiven Tremor, ihren Panikanfällen und ihrer Unfähigkeit, in ein selbstständiges Leben zurückzufinden. Und an seine deutlich spürbare, aber in sachliche Berichte gefasste Empörung über das Schicksal dieser Menschen und den unwürdigen Umgang mit ihnen. Liebe und Zorn liegen ja oft eng beieinander. Er litt buchstäblich mit, wenn er die Misshandlungen durch eine hilflose, autoritäre und übergriffige Medizin und die Diffamierung der Patienten als Kriegsneurotiker, Simulanten und Drückeberger beschrieb.

Wolfgang hatte höchste Ansprüche an seine wissenschaftliche Arbeit, die ihn zu akribischer Quellenarbeit, äußerst präzisen Formulierungen und Zurückhaltung bei Verallgemeinerungen verpflichteten. Ohne solides wissenschaftliches Handwerk ging bei ihm gar nichts. Aus jedem Text und jedem Vortrag sprach aber zugleich eine große Wärme und Nähe zu den Menschen, über die er berichtete. Ich glaube, diese Nähe war die eigentliche Triebfeder seines unermüdlichen und unglaublich produktiven Arbeitens. Sie trieb ihn dazu, unzählige Krankenakten der durch so genannte „Euthanasie“ Ermordeten zu lesen, die amtlichen Dokumente der NS-Diktatur mit ihrer technokratisch-verbrämenden Sprache akribisch durchzuarbeiten oder das menschenverachtende Handeln deutscher Ärzte und Forscher (darunter der Nobelpreisträger Robert Koch) in der deutschen Kolonialzeit aus der Perspektive der Opfer zu beleuchten.

Ich habe ihn einmal gefragt, wie er das Verfassen seines großen Buchs über die „Medizin in der NS-Diktatur“ ausgehalten hat, in dem er auf hunderten Seiten durch Abgründe von Unmenschlichkeit und Leid führt. Die kurze Antwort: damit habe er eben seine Pflicht getan, aber er sei froh, jetzt mal wieder etwas anderes machen zu können. Seine Pflicht zu tun und kein Aufheben von sich selbst zu machen – das war typisch für Wolfgang. Und doch lässt sich ahnen, wie viele dunkle Stunden und

schlaflose Nächte er hinter der lapidaren Antwort verbarg. Bei vielen anderen Arbeiten wird es ihm genauso gegangen sein.

Wolfgang hat den öffentlichen Diskurs über die jüngere deutsche Geschichte und über aktuelle politische oder ethische Fragen als seine Pflicht gesehen. Das ging nicht ohne Konflikte, die ihn belasteten, aber denen er nicht auswich. Er bezog auf Basis bestmöglich gesicherten Wissens eine klare Position, wo dies notwendig war. Kurz nach seinem Amtsantritt in Heidelberg geriet er wegen eines kritischen Artikels zur Rolle des Heidelberger Psychosomatikers Viktor von Weizsäcker im Nationalsozialismus in heftige Auseinandersetzungen mit der damaligen Universitätsleitung. Dies hat ihn nicht abgehalten, auch weiter die Medizin im Nationalsozialismus zu erforschen und die Handelnden klar zu benennen. Der Volksmund hat dafür eine schöne Metapher: Wolfgang hatte Rückgrat. Es ist schön und tröstlich, dass seine Leistungen und seine Haltung 2016 mit dem Bundesverdienstkreuz gewürdigt wurden.

Wolfgang Eckart leitete das Institut für Geschichte und Ethik der Medizin, wobei er sich primär als Medizinhistoriker verstand. Aus dem oben Gesagten wird aber klar, dass ihn Ethik gerade inmitten der Geschichte zutiefst interessierte, und zwar im eigentlichen Sinn von inter-esse, also dabei zu sein und bei allen untersuchten Ereignissen mit den betroffenen Menschen zu fühlen. Ich habe – als Laie darf ich das sagen – in seinen medizinhistorischen Vorträgen und Schriften immer auch eine ethische Aussage wahrgenommen. Zusätzlich hat er ganz explizite Beiträge zur Medizinethik geleistet und wichtige Impulse in interdisziplinäre und aktuelle gesellschaftliche Diskurse eingebracht.

Dabei unterschied er dezidiert zwischen gutem und schlechtem ärztlichem Handeln. Die Möglichkeit, dass Medizin zum Schlechten ge- und missbraucht werden kann, hat ihn zutiefst irritiert. In der Einleitung zu seinem Buch über Medizin in der NS-Diktatur sagt er: „Am Ende bleibt die tiefe Verunsicherung darüber, dass sich jede Mutmaßung von einer zweifelsfreien Apriorität des ärztlich Guten als Trugschluss erweist.“ Mit dem Offenlegen des Schlechten in der Geschichte der Medizin, aber auch mit seinen Beiträgen zu aktuellen ethischen Fragen hat er die Reflexion über gutes ärztliches Handeln und den ethischen Anspruch an die moderne Medizin gestärkt. Ich habe

diese Haltung bei der Arbeit an dem monumentalen „Handbuch Sterben und Menschenwürde“ erlebt, als dessen Mitherausgeber er fungierte. Wolfgang wich weder schweren Themen noch schwerer Arbeit aus.

Wolfgang Eckart konnte wunderbar sprechen und schreiben. Ich glaube, dass die Sicherheit in der Kommunikation aus seiner fachlichen Kompetenz, seiner Integrität und vor allem aus dem wachen Interesse für sein Gegenüber kam. Er erreichte seine Leser und Zuhörer. Mit diesen Gaben wurde er weit über akademische Fachkreise hinaus hörbar – als Experte für medizinethische Fragen in der Leopoldina, als Autor zahlreicher Artikel in großen Tageszeitungen und als Vortragender hervorragender Essays im Radio. Er machte sich verständlich, ohne je Kompromisse in Bezug auf Sorgfalt und profunde Sachkenntnis einzugehen. Mit der ihm eigenen Bescheidenheit würde Wolfgang wohl sagen, ich hab' halt meine Pflicht getan...

Wer das Glück hatte, ihn privat kennenzulernen, konnte seine Wärme, Herzlichkeit und Nahbarkeit unmittelbar spüren. Was in seinen Arbeiten zum Ausdruck kam, lebte er auch. Er war dankbar für das große Glück, dass er durch seine Familie erlebte, war gerne mit Freunden zusammen, hörte zu, fragte klug nach und teilte seine Liebe zu gutem Essen großzügig mit Gästen. Wer sich Wolfgang als welt- und lebensfernen Bücherwurm vorstellt, ist nie von ihm bekocht worden...

Mich hat Wolfangs Schilderung der „Kriegszitterer“ so beeindruckt, dass sie mir auch Jahre später noch präsent ist. Ich bin sicher, dass er ganz Ähnliches in den Herzen und Köpfen seiner StudentInnen, KollegInnen, Hörer- und LeserInnen bewirkt hat. Wolfgang Eckart wird als Wissenschaftler, als Mensch und als Freund bei mir bleiben, und bei vielen anderen, die ihm begegnet sind. Er hat viel mehr getan als seine Pflicht.

Andreas Draguhn

NACHRUF AUF EINEN AUFRECHTEN

In der Dr. med. Mabuse - Zeitschrift für alle Gesundheitsberufe gilt es ja als stille Übereinkunft, kritisch zu sein, und auch immer ein wenig außerhalb des Systems zu stehen, weil es ja sonst nicht möglich wäre, dasselbe profund zu kritisieren. Geforderte Veränderungen müssen dann aber von innen kommen.

Einer, der links und kritisch war und sich dennoch ins System begeben hat, der Heidelberger Medizinhistoriker Wolfgang Uwe Eckart, ist am 16. August 2021 im Alter von 69 Jahren verstorben. Trotz schwerer Erkrankung stand er noch mitten im Leben und Tun, hatte gerade ein neues Projekt begonnen und die Fahnen für die 9. Auflage seines Lehrbuchs „Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin“ korrigiert.

Lehrbuchautoren bleiben im Gedächtnis, doch er war mehr als das. Für uns, seine ehemaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, war er ein undogmatischer und in seiner Arbeitsweise inspirierender Chef. Geboren in Westfalen, studierte er in Münster Medizin und Geschichte, hatte die Professur für Geschichte der Medizin in Hannover ab 1988 und dann in Heidelberg ab 1992 bis zu seiner würdevoll begangenen Emeritierung im Jahr 2017 inne. Er hinterlässt neben vielen ehemaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern mehrere Generationen an Studierenden, die von ihm gefördert und gefordert wurden. Sein breites, sich stets erweiterndes Wissen teilte er gerne, war dabei heiter und streitbar, bezog gerne Position.

Die von ihm bearbeiteten Themenbereiche waren vielfältig; mit seiner Habilitationsschrift zu Medizin und Kolonialimperialismus hat er eine quellenreiche Basis für die aktuell geforderte Aufarbeitung der Medizingeschichte aus dekolonialisierenden und antirassistischen Blickwinkeln geschaffen. Er hatte früh den rassistischen Ursprung und die Verbrechen der deutschen Tropenmedizin herausgearbeitet, hier – wie auch in anderen Bereichen – Pionierarbeit geleistet.

Vermitteln und zur Diskussion stellen war ihm wichtig – auch wenn ihm vor mancher Vorlesung nervös die Hände zitterten. Er lebte seine Rolle als wichtige Stimme der deutschen Medizingeschichte, unprätentiös und profund. Und er hat auch getwittert, denn er hatte eine Haltung und sah es als die Aufgabe des Historikers an, Geschehnisse zu erforschen und als Aufgabe des Arztes, die Verantwortung zu tragen für

seinen Stand. Die Aufarbeitung der Medizin im Nationalsozialismus hat er geprägt mit der Leitung des Großprojektes zur Medizinischen Forschungsförderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft zwischen 1920 und 1970, fokussierend auf die Zeit des Nationalsozialismus. Auch an der altherwürdigen Universität Heidelberg machte er auf die wunden Punkte aufmerksam und befasste sich mit der Geschichte der Heidelberger Universität im Nationalsozialismus.

Er war herzlich, fast jovial, aber er war nicht sorglos. Vielmehr war er besorgt, um den Zustand der Welt, um die Menschenwürde in der Medizin und auch in der Migrationspolitik. Aus dieser Haltung heraus äußerte er sich gelegentlich auch dann, wenn andere lieber opportunistisch schwiegen. Er hatte keine Angst vor der Macht der Institutionen. Er hat mitgespielt und gewonnen: geehrt mit dem Bundesverdienstkreuz und der Mitgliedschaft in der Akademie der Wissenschaften Leopoldina. Auch dort hat er sich nicht zurückgelehnt, sondern gleich den Finger auf die NS-Wunde gelegt, daran arbeitete er gerade.

Sein Tod reißt eine Lücke und spornt uns, die wir ihn kannten und schätzen, an, diese Lücke nicht nur mit würdevollem Gedenken, sondern mit weiteren Forschungen und Publikationen zu füllen.

Marion Hulverscheidt, Kassel, und **Birgit Nemec**, Berlin

Erschienen in: Dr. med. Mabuse - Zeitschrift für alle Gesundheitsberufe Nr. 253
September/Oktober 2021, S. 10.

„EIN MESSER SCHÄRFT SICH NUR AN DER
KANTE EINES ANDEREN, SO SCHÄRFT SICH AUCH
DER VERSTAND DES GELEHRTEN JÜNGERS NUR
AN DEM SEINES GENOSSEN“

(Midrasch Bereschit Rabba 69:2)

Akademische Freundschaften brauchen einen guten Nährboden, damit sie wachsen können. Im Falle von Wolfgang U. Eckart war das Heidelberger (Neuenheimer) Feld vor unserer ersten Begegnung 1992 zwar nicht bestellt, aber zumindest vorgepflügt, um im Bild zu bleiben. Heinrich Schipperges lernte ich Anfang der 1990er Jahre in einem kleinen Heidelberger Arbeitskreis zur Gesundheitsforschung kennen. Seinen unmittelbaren Vorgänger am Heidelberger Medizinhistorischen Institut, Prof. Dr. Otto M. Marx, der von 1990 bis 1992 kommissarischer Leiter war, traf ich erstmals im Juni 1991.

Die erste Begegnung mit dem aus Heidelberg stammenden kanadischen Medizin- und Psychatriehistoriker Otto M. Marx, der dem Holocaust entkommen war, blieb mir im Gedächtnis haften. Ich kam damals von einer Sitzung des Fachverbandes Medizingeschichte nach Hause. Dort traf ich Otto Marx und seine Frau Nancy bei einer gemütlichen Kaffeerunde an, zu der meine Frau die beiden nach Stuttgart eingeladen hatte. Als ich dazu stieß, musste ich erst einmal meinem Ärger über den Verlauf der Mainzer Sitzung Luft machen. Ich war nämlich entsetzt über den Diskussionsstil, aber auch über den Mangel an Kollegialität unter Medizinhistorikerkollegen, den ich soeben hatte beobachten können. Otto Marx versuchte mich mit folgenden Worten zu beruhigen: „Robert, denk daran: Das Verhalten der Kollegen ähnelt dem der mittelalterlichen Raubritter, sobald jemand den schützenden Burgfried verlassen hat, bekommt er eins über die Rübe gezogen... Mach‘ Dir also nichts draus!“

Später, wenn es mal wieder Ärger mit dem Fachverband gab, sprach mir sein Nachfolger, Wolfgang U. Eckart, Trost zu. Auch schlug er mir vor, Mitglied der Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte zu werden, da es dort wissenschaftlicher und „gesitteter“ zugehe. Diesem Rat bin ich in der Tat gefolgt, bin aber gleichwohl bis zu meinem Ausscheiden als Leiter des Instituts der Robert Bosch Stiftung im Jahr 2020 weiterhin Mitglied im Fachverband geblieben, allerdings immer mit den besänftigenden Worten von Otto Marx im Hinterkopf.

Doch zurück zu Wolfgang U. Eckart. Nicht nur unsere starken Interessen an der frühneuzeitlichen Medizingeschichte brachten uns schon sehr früh näher. Aus der anfänglichen Kollegialität wurde bald eine Freundschaft. Unter den gegenwärtigen und ehemaligen Lehrstuhlinhabern für Medizingeschichte sind nur zwei, mit denen ich mich bis heute duze. Einer ist Wolfgang Eckart.

Obwohl wir beide aus unterschiedlichen Disziplinen zur Medizingeschichte gekommen sind, vertreten wir beide den Standpunkt, dass dieses in Deutschland in den Medizinischen Fakultäten institutionell verankerte Fach sein methodisches Instrumentarium und seine theoretischen Konzepte vor allem aus der Geschichtswissenschaft bezieht. Deshalb hielten wir es für richtig, dass medizinhistorische Themen auch bei den Historikertagen ins Programm genommen werden. So haben wir beide schon ganz am Anfang unserer langjährigen Kooperation eine Sektion auf dem 39. Deutschen Historikertag organisiert. Dieser fand 1992 in Hannover statt – bezeichnenderweise der Ort, den Wolfgang Eckart im selben Jahr kurz zuvor verlassen hatte, um die Professur in Heidelberg anzutreten. Das Schwerpunktthema dieser von über 3000 Fachhistorikern und Geschichtslehrern besuchten Großveranstaltung lautete damals „Europa: Einheit und Vielheit“. So kamen wir beide auf die Idee, aus dem Blickwinkel der Medizingeschichte der Frage nach den Unterschieden und Gemeinsamkeiten im europäischen Medizinsystem, die sich im Laufe der Jahrhunderte auf mentaler und institutioneller Ebene herausgebildet haben, nachzugehen. In unserer Sektion ging es darum, an einigen ausgewählten Beispielen aufzuzeigen, welche Hemmnisse grenzüberschreitendem wissenschaftlichen und geistigen Austausch im Bereich der Medizin in der Vergangenheit entgegenstanden und immer noch im Wege stehen.

Ein ausführlicher Tagungsbericht erschien 1993 in der Zeitschrift „Berichte zur Wissenschaftsgeschichte“ (Bd. 16, S. 298–300). Als Mitstreiter konnten wir damals gewinnen: Ralf Bröer, Martin Dinges, Axel Harneit-Sievers, Francisca Loetz und Michael Stolberg. Drei der fünf Mitautoren haben inzwischen in der Geschichtswissenschaft bzw. Medizingeschichte Karriere gemacht. Zwei haben sich für eine Tätigkeit außerhalb der Universität entschieden und sind auf unterschiedlichen Feldern (Psychiatrie und Internationale Politik) beruflich erfolgreich.

Als 2006 der Böhlau Verlag mir den Vorschlag machte, eine Einführung in die Medizingeschichte zu schreiben, fühlte ich mich als jemand, der lange Zeit als Außenseiter im Fach galt, geehrt. Für mich stand gleich fest: Wenn ich ein solches Werk in Angriff nehmen würde, dann nur mit einem erfahrenen und absolut zuverlässigen Ko-Autor. Dieser sollte nicht nur das notwendige Überblickswissen und Methodenkenntnis besitzen, sondern auch Themen abdecken, für die ich mich nicht kompetent genug fühlte. Und dafür kam nur einer in Frage: mein Freund und Heidelberger Kollege Wolfgang Eckart. So machten wir uns gemeinsam an die Arbeit, eine Einführung in das Fach zu verfassen. Der letzte Versuch dieser Art stammte übrigens aus dem Jahr 1949! Autor war der damalige Leiter des Senckenbergischen Instituts für Geschichte der Medizin an der Universität Frankfurt, Walter Artelt. Wolfgang Eckart und ich einigten uns rasch auf ein Konzept, das wir in der Einleitung wie folgt beschrieben haben:

„Medizingeschichte ist heute nicht nur Pflichtfach (neben Theorie und Ethik) im Curriculum des Medizinstudiums an deutschen Universitäten und bedeutendes Element im Kanon der übrigen wissenschaftshistorischen Disziplinen. Auch andere akademische Fächer haben die Geschichte der Heilkunde in ihrer jeweils kulturgebundenen Ausprägung sowie wegen ihrer Kulturgrenzen überschreitenden Konzept- und Praxisvielfalt als unverzichtbares Forschungsthema von hoher kultur-, gesellschafts- und politikwissenschaftlicher Relevanz für sich entdeckt. In erster Linie sind hier die allgemeine Geschichts- und Literaturwissenschaft zu nennen; aber auch für die theologischen Wissenschaften, die Philosophie, die historische Rechtswissenschaft, die Psychologie, die Volkskunde, die Anthropologie und Ethnologie eröffnet die Geschichte der Medizin (um eine Geschichte der Gesundheit erweitert) inzwischen durchaus wichtige Deutungsfelder. Dass gerade die der Medizin unmittelbar benachbarten Bereiche der Pharmazie und der Pflegewissenschaften in besonderer Weise auf methodische und inhaltliche Kenntnisse auf dem Feld der Medizingeschichte angewiesen sind, muss nicht eigens betont werden.“

Auch wer die einzelnen Kapitel schreiben sollte, darüber herrschte rasch Einigkeit. Wir entschieden uns bewusst, die jeweiligen Kapitel nicht mit Autorenkürzel zu ver-

sehen. Wer unsere Forschungsinteressen und -schwerpunkte kennt, der wird leicht eine Zuordnung treffen können.

Die überwiegend sehr positiven Kritiken von Kolleginnen und Kollegen haben uns bestätigt, dass wir eine Lücke geschlossen haben und es fortan sehr viel leichter fällt, Einsteiger in die Medizingeschichte mit der Methodik des Faches und der relevanten Literatur vertraut zu machen. Die erste Auflage war rasch vergriffen. Daher kam die zuständige Lektorin des Böhlau Verlags wenige Jahre später wieder auf uns zu und fragte, ob wir bereit seien, eine erweiterte Neuauflage zu verfassen. Unsere Zustimmung haben wir im Vorwort zur zweiten Auflage folgendermaßen begründet:

„Nachdem die erste Auflage vergriffen ist, haben sich Verlag und die beiden Autoren der Herausforderung gestellt, eine überarbeitete und erweiterte Neuauflage dieser Einführung, die von der Kritik als „Standardwerk“ gelobt wurde, auf den Markt zu bringen, zumal die Nachfrage weiter anhält und ein ähnliches Lehrbuch nicht existiert, weder in deutscher noch in einer anderen Sprache. An der bisherigen Gliederung wurde weitgehend festgehalten. Einzelne Kapitel, wie z. B. das über Bilder und neue Medien, wurden um weitere Teilaspekte ergänzt. Ein Kapitel über Biopolitik und Verrechtlichung kam neu hinzu. Die beibehaltenen Kapitel wurden teilweise gekürzt, teilweise auch ergänzt. In allen Fällen wurde der Text auf den neuesten Wissensstand gebracht. Auch die Bibliographien und die Weblinks wurden überprüft und gegebenenfalls aktualisiert. Unser Dank gilt allen Rezensenten, die das Werk nicht nur gelobt und zur Übersetzung empfohlen haben, sondern auch Fehler aufgedeckt und Verbesserungsvorschläge gemacht haben. Wir haben nach Möglichkeit versucht, diese Anregungen aufzugreifen, ohne allerdings das Lehrbuch im Kern und in seiner Zielsetzung zu verändern.“

Unsere Hoffnung, dass diese Überarbeitung nicht allzu viel Zeit kosten würde, hat sich dann jedoch rasch als Illusion herausgestellt. Aber gegenseitige Aufmunterung und Durchhalteappelle haben mit dazu beigetragen, dass die Last nicht so stark empfunden wurde, zumal es immer eine Freude und auch ein Gewinn war, mit Wolfgang Eckart zusammen an einem Text zu schreiben.

Ähnlich gut und erfreulich war die Zusammenarbeit mit Wolfgang Eckart bei einem Forschungsbericht über Medizin im Nationalsozialismus, den wir zusammen mit zwei weiteren Experten verfasst und 2011 im Wallstein Verlag veröffentlicht haben. Auch hier handelte es sich um ein Desiderat der Forschung, denn die Zahl der einschlägigen Studien und das Interesse an diesem Thema hat seit den 1980er Jahren stark zugenommen, so dass es immer schwieriger wurde, den Überblick zu behalten. Als der inzwischen verstorbene Präsident der Bundesärztekammer Jörg-Dietrich Hoppe kurz vor Ende seiner Amtszeit den Wunsch äußerte, dass auch in der jüngeren Ärztegeneration das Gedenken an die Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die von Medizinern begangen wurden, wachgehalten werde und mit mir Möglichkeiten besprach, wie man dieses Ziel, das ihm sehr am Herzen lag, erreichen könne, kam mir die Idee eines Forschungsberichts. Dieser sollte dazu dienen, Forschungsschwerpunkte zu benennen, aber vor allem noch vorhandene Lücken herausarbeiten, so dass diese in Zukunft mehr Aufmerksamkeit bekommen würden. Wolfgang Eckart, mit dem ich meine Idee besprach, war gleich begeistert. Rasch einigten wir uns auf die weiteren Mitglieder des Autorenteam, denn uns war von Anfang an klar, dass unser beider Expertise nicht ausreichen würde. Wir konnten zwei ausgewiesene Kenner der Materie gewinnen: Hans-Walter Schmuhl und Winfried Süß.

Eine besondere Herausforderung war der Zeitdruck, denn das Buch sollte Professor Hoppe bei seiner Verabschiedung aus dem Amt übergeben werden. Für mich kam noch eine weitere Belastung hinzu, denn ich musste einen Großteil der Redaktionsarbeit von Philadelphia aus erledigen, wo ich ein Fellowship am Center for Advanced Judaic Studies eigentlich zu Forschungen auf einem ganz anderen Gebiet nutzen wollte. Aber auch über den Atlantik hinweg klappte die Zusammenarbeit mit den Autoren gut, und Wolfgang Eckart war wie immer vorbildlich, was die Einhaltung von knapp bemessenen Abgabeterminen betrifft. Vor allem lernte ich in diesem Projekt Wolfgang Eckarts „Nehmer-Qualitäten“, um einen Begriff aus der Boxwelt zu verwenden, kennen. Uns war zwar von Anfang an beiden klar, dass die „Platzhirsche“ auf diesem Forschungsfeld unsere Unternehmung nicht unbedingt mit Beifall begrüßen würden, aber was wir dann im Nachhinein an ungerechtfertigter Kritik, übler Nachrede und Ähnlichem erleben mussten, übertraf doch unsere schlimmsten Befürchtungen. Doch auch in dieser schwierigen Situation, als mir als Initiator des Projekts der Wind aus

Kollegenkreisen entgegenblies, konnte ich mich auf Wolfgang Eckart verlassen. Das Buch hat gleichwohl seinen Zweck erfüllt, wie die Nachfrage zeigt, denn schon im selben Jahr erschien eine zweite Auflage.

Es hat einen guten Grund, dass ich mich bis heute am wohlsten in der Frühneuzeitforschung fühle, was nicht nur mit meinen akademischen Anfängen am Lehrstuhl von Gerhard Oestreich in Marburg zu tun hat. Als Gymnasialschüler interessierte mich besonders die Zeitgeschichte. Als Wissenschaftler machte ich dagegen später immer wieder die Erfahrung, dass diese ein politisches Minenfeld war und ist. Das gilt auch und gerade für die Forschungen zur Medizin im Nationalsozialismus. Dennoch habe ich mich seit den 1990er Jahren immer wieder auf dieses Gebiet gewagt, mit eigenen Forschungen, aber auch mit Vergabe von Dissertationsthemen und Einwerbung von Drittmittelprojekten.

Das „heißeste Eisen“ in der medizinischen Zeitgeschichte, das zu schmieden ich mich nur zusammen mit Wolfgang Eckart traute, war der Untersuchungsbericht im Auftrag des Präsidenten der Max-Planck-Gesellschaft zu den wiederaufgefundenen Hirnschnitten aus dem Nachlass des Arztes und Hirnforschers Julius Hallervorden. Diese Anfrage hatte mich 2015 erreicht und ich war mehr als froh, dass Wolfgang Eckart sogleich zusagte, mich auf dieser vertraulichen Mission zu begleiten. Wie heikel dieser Auftrag war, kann man schon aus der damaligen Presseerklärung der MPG erahnen:

„Im Zuge neuerlicher Recherchen wurden im Archiv der Max-Planck-Gesellschaft in Berlin menschliche Hirnschnitte wiederentdeckt, die bisher nur teilweise wissenschafts- und medizinhistorisch untersucht worden sind. Die Hirnschnitte gehören zum Nachlass des Arztes und Hirnforschers Julius Hallervorden und gelangten mit einer Abgabe im Jahr 2001 in das Archiv. Die Brisanz des Materials wurde damals aber offensichtlich nicht erkannt. Aktuelle Nachforschungen haben nun den Verdacht aufkommen lassen, dass diese Hirnschnitte im Zusammenhang mit dem „Euthanasie“-Programm im „Dritten Reich“ stehen könnten. Der Präsident der Max-Planck-Gesellschaft, Martin Stratmann, hat daher eine umgehende Untersuchung angeordnet.“

Mit dieser brisanten Untersuchung waren also Wolfgang Eckart und ich beauftragt worden. Wir mussten uns vorab vertraglich zur absoluten Verschwiegenheit verpflichten, was wir beide im Nachhinein bedauern. Denn kaum hatten wir dem Präsidium der MPG den gewünschten vertraulichen Bericht, der auch weitreichende Empfehlungen zum weiteren Vorgehen enthielt, erstattet, wurde dieser offenbar aus dem kleinen Kreis der Empfänger an die Süddeutsche Zeitung „geleakt“. So fanden wir uns im Rampenlicht der Öffentlichkeit wieder, ohne die Möglichkeit, Dinge richtigstellen oder erläutern zu können. Die Verschwiegenheitsverpflichtung gilt für uns bis heute. Deshalb sei hier nur aus dem damaligen Enthüllungsartikel der Süddeutschen Zeitung die Einleitung zitiert:

„Nun liegt der Bericht vom Oktober 2015 der SZ vor, und er wirft tatsächlich kein gutes Licht auf Deutschlands berühmteste Forschungsorganisation. Auf 35 Seiten monieren Wolfgang Eckart von der Universität Heidelberg und Robert Jütte von der Robert-Bosch-Stiftung nicht nur das Verhalten einzelner Wissenschaftler und Archivare, sondern auch das der Generalverwaltung der MPG. ‚Alles deutet darauf hin, dass die Präparate von NS-Mordopfern so schnell wie möglich, so unauffällig wie möglich und so endgültig wie möglich entsorgt werden sollten und mit ihnen ein höchst problematischer Teil der MPG-Geschichte‘, schreiben Eckart und Jütte, die sich mit Verweis auf eine Schweigeklausel nicht persönlich äußern wollen.“

Näher auf die damaligen Vorgänge einzugehen, verbietet der zur Verfügung stehende Raum.

Nicht zuletzt war es immer ein Gewinn und eine Horizonterweiterung, Wolfgang Eckarts Bücher nicht nur zu lesen, sondern auch besprechen zu dürfen. Im Laufe der Jahre waren dies nicht wenige, was von seiner beeindruckenden Schaffenskraft und Schreibfreude zeugt, die bis kurz vor seinem Tod anhielt.

Wer mit Wolfgang Eckart per E-Mail – wie ich noch bis wenige Tage vor seinem Tod – kommuniziert hat, weiß, dass er gelegentlich nach dem Gruß statt einer Signatur oder einem Verweis auf die letzte Publikation „geflügelte Worte“ verwendete, die seine Stimmung oder Haltung spiegeln. Darunter war auch einmal ein Talmud-Zitat,

dessen korrekte Übersetzung ins Deutsche er mich zu überprüfen bat. So ist der Titel meines Beitrags zu dieser Gedenkschrift ein Zitat aus einem frühen hebräischen Bibelkommentar, das unsere freundschaftlich-kollegiale Beziehung, die über 30 Jahre währte, treffend beschreibt.

Robert Jütte

BIBLIOGRAPHIE DER ZUSAMMEN MIT WOLFGANG U. ECKART VERFASSTEN WERKE:

Bücher

Wolfgang U. Eckart, Robert Jütte (Hg.): Das europäische Gesundheitssystem. Gemeinsamkeiten und Unterschiede in historischer Perspektive (= Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beihefte, 4). Stuttgart 1994.

(zusammen mit Wolfgang U. Eckart): Medizingeschichte. Eine Einführung. Köln, Wien 2007 [2., erweiterte Aufl. 2014].

(zusammen mit Wolfgang U. Eckart, Hans-Walter Schmuhl, Winfried Süß): Medizin und Nationalsozialismus. Bilanz und Perspektiven der Forschung. Göttingen 2011.

Aufsätze

„Medikalisierung“ (zusammen mit Wolfgang U. Eckart), in: Enzyklopädie der Neuzeit Bd. 8. Stuttgart, Weimar 2008, Sp. 243–249.

(zusammen mit Wolfgang U. Eckart) Medizingeschichte: Aspekte, Aufgaben, Arbeitsweisen, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 59 (2008), S. 76–84.

Rezensionen von Wolfgang U. Eckarts Büchern

Wolfgang U. Eckart, Medizin und Kolonialimperialismus Deutschland 1884–1945. Paderborn 1997, in: Deutsches Ärzteblatt 95 (1998), A-122.

Günther H. Seidler, Wolfgang U. Eckart (Hrsg.), Verletzte Seelen. Möglichkeiten und Perspektiven einer historischen Traumaforschung. Gießen 2005, in: Süddeutsche Zeitung vom 2.1.2006, 14.

Wolfgang U. Eckart (Hg.), Man, Medicine, and the State. The Human Body as an Object of Government Sponsored Medical Research in the 20th Century. Stuttgart 2006, in: Deutsches Ärzteblatt 103 (2006), A-2783.

Wolfgang U. Eckart/Alexander Neumann (Hg.): Medizin im Zweiten Weltkrieg. Militärmedizinische Praxis und medizinische Wissenschaft im „Totalen Krieg“. Paderborn 2006, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 94 (2007), 354–355.

Wolfgang U. Eckart, Illustrierte Geschichte der Medizin. Heidelberg 2011, in: Deutsches Ärzteblatt 108 (2011), A-1130.

Wolfgang U. Eckart, Medizin in der NS-Diktatur. Ideologie, Praxis, Folgen. Köln, Wien 2012, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 3.10.2012, L 26.

Wolfgang U. Eckart: Medizin und Krieg in Deutschland 1914–1924. Paderborn 2014, in: Historische Zeitschrift 300 (2015), 531–533.

UNVERGESSENE ERINNERUNGEN

Wolfgang Eckart begegnete ich das erste Mal auf einer Tagung Ende der 1970er-Jahre in Münster. Was mir sofort auffiel, war seine entspannte Haltung, sein weißes Haar und das freundliche Verhältnis zwischen ihm und Professor Richard Toellner. Einen bleibenden Eindruck hinterließ bei mir auch der unaufgeregte Umgang der Mitarbeiter aus dem Münsteraner Institut für Geschichte der Medizin miteinander. Damalige Assistenten*innen an Medizinhistorischen Instituten waren es gewohnt, dass eine deutliche Distanz zwischen den Professoren zu den Mitarbeitern bestand. Nach dem damaligen abendlichen Treffen der Tagungsteilnehmer lud Wolfgang uns zu sich nach Hause ein. Dort diskutierten wir über die Vorträge, über die Zukunft des Faches, die zukünftige Ausbildung angehender Medizinhistoriker*innen und unsere Chancen, in diesem Fach eine universitäre Laufbahn anzustreben. Ganz nebenbei tauschten wir uns auch über die Geheimnisse des richtigen Fleischbratens und neue Gewürze und die dazu passenden Getränke aus.

Meine weiteren Begegnungen mit Wolfgang auf Tagungen der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik oder der Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte in den kommenden Jahrzehnten waren geprägt durch stets intensive Gespräche, das lebendige Hin und Her von wissenschaftlichen Disputen, tagesaktuellen Ereignissen, Privatem und Persönlichem. Besonders nachdem wir im gleichen Jahr 1986 habilitierten, sollten sich unsere Wege häufiger kreuzen. Nach seinem Antritt des Lehrstuhls in Heidelberg war der von ihm bis 1992 vertretene Lehrstuhl für Medizingeschichte an der Medizinischen Hochschule Hannover nach einer ersten Ausschreibung weiterhin vakant. Nach einer erneuten Ausschreibung folgte ein Telefonat zwischen Kiel und Heidelberg, ob meine Bewerbung als Nichtmedizinerin an der ausschließlich medizinisch orientierten MHH überhaupt sinnvoll sei. Wolfgang bestärkte mich – zu meinem Glück –, mich dennoch zu bewerben. Zu Beginn meiner Hannoveraner Zeit gab es manche Telefonate zwischen uns, um die Strukturen an der MHH schneller zu verstehen und die von ihm begonnene Verankerung des Instituts an der Hochschule zu festigen und weiter zu entwickeln. Vielfältige Anlässe miteinander zu sprechen ergaben sich in der Zeit unserer Engagements in der Vorstandsarbeit sowohl in der DGGMNT als auch der GWG.

In meiner Erinnerung ist besonders die von ihm ausgerichtete Hermann von Helmholtz-Tagung 1994, die in den Räumen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften stattfand, gerade in der Phase der Auseinandersetzungen mit einigen Heidelberg Ordinarien aufgrund Wolfgangs fundierter Aufarbeitung von Viktor von Weizsäckers Haltung zum Nationalsozialismus. Auf dieser Tagung sprach ich über Hermann von Helmholtz' wissenschaftsphilosophische und erkenntnistheoretische Überlegungen. [Wolfgang U. Eckart, Klaus Volkert (Hrsg.): Hermann von Helmholtz: Vorträge eines Heidelberger Symposiums anlässlich des einhundertsten Todestages von Hermann von Helmholtz, Pfaffenweiler: Centaurus 1996]. Eine erneute Zusammenarbeit ergab sich, als Wolfgang eine Artikelreihe über „125 Jahre DMW – Dauer und Wandel“ (2000) in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift initiierte. Eine weitere Erinnerung ist verbunden mit Wolfgangs gleichzeitiger Vorbereitung des Kongresses über „100 Years of Organized Cancer Research / 100 Jahre organisierte Krebsforschung im Jahr 2000“. Er fragte uns, ob wir nicht aus unserem Hannoveraner Projekt „Die ‚rechte Nation‘ und ihr Verleger: Politik und Popularisierung im J. F. Lehmanns Verlag 1890-1979“ vortragen könnten. So begannen seine ehemalige Mitarbeiterin am Hannoveraner Institut Sigrid Stöckel und ich uns intensiv mit der spannenden Frage des Engagements des J.F. Lehmann Verlages in der NS-Krebsbekämpfung zu befassen, die dann in der vielfach zitierten Publikation von Wolfgang Eckart als Herausgeber im Jahr 2000 erschien. Dieses Symposium war insofern innovativ, weil es – wie der Vorstandsvorsitzende des Heidelberger Deutschen Krebsforschungszentrums (DKFZ) Professor Harald zur Hausen schrieb – „erstmalig Krebsforscher mit Historikern in einem Symposium zusammenführte.“

Dieser Weg für die Medizinhistoriker*innen, sich mit ihrem fundierten historischen Wissen bei aktuellen Themen einzubinden, war einer der wichtigen Impulse, den Wolfgang – neben seinen grundlegenden Publikationen zur Medizingeschichte – konsequent einforderte und kontinuierlich und sehr erfolgreich in die Öffentlichkeit hineingetragen hat. Durch seine Radiointerviews und -vorträge hat er ganz im Sinne des französischen Wissenschaftsphilosophen Gaston Bachelard immer wieder gezeigt, dass Medizingeschichte im Kontext einer *histoire actuelle* zur Reflexion über aktuelle Fragestellung im gesundheitspolitischen Bereich konstruktiv beitragen kann.

Durch meine regelmäßigen Anwesenheiten in Heidelberg in den letzten 15 Jahren besuchte ich Wolfgang des Öfteren und wir sprachen häufig über die Veränderungen im Fach. Als zunehmend Lehrstühle der Geschichte der Medizin in solche für Medizinethik umgewidmet wurden, vertrat Wolfgang unbeirrt seine Auffassung, dass medizinhistorisches Wissen für das Verstehen der aktuellen Medizin sowie deren Probleme unabdingbar sei und ethische Konflikte in der Medizin nicht ohne ein Verständnis ihres historischen Gewordenseins betrachtet werden können. Sein Plädoyer für die Medizingeschichte als ein eigenständiges universitäres Fach bleibt weiterhin aktuell.

Hannover im November 2021

Brigitte Lohff

GEDANKEN AN PROFESSOR ECKART:

Würde mich 1. jemand fragen, wer meine Vorstellung von dem geprägt habe, was ich unter „Geschichte der Medizin“ verstehen würde und warum das Fach Ethik dort bestens aufgehoben ist, dann ist die Antwort einfach: Sie!

Würde mich 2. jemand fragen, wie ich Professor Eckart kennen lernte, ist die Antwort ebenso einfach: Zuerst nicht persönlich, sondern durch seine markante Stimme.

Würde mich jemand 3. fragen, was uns verbindet, dann ist die Antwort komplexer.

AD 1.: SEIN EINFLUSS AUF MEINEN ZUGANG ZU SEINEM FACH

Es fing alles in der Schule im Leistungskurs Griechisch an. Ein großes Interesse an Platons Politeia, einem Staat, in dem sittliche Tugend mit Gesundheit, vor allem psychischer Gesundheit in Zusammenhang gebracht wird. Unser Lehrer, der unsere Begeisterung für diese These merkte, erklärte uns dabei, wie schnell ein scheinbar kluger und guter Gedanke zum Machtmissbrauch einladen kann. Auch wenn ich meine Schulzeit nur noch schwach erinnere, glaube ich dennoch, dass dieser Zugang meines Griechisch-Lehrers zu seinem Fach, nicht nachzuerzählen, sondern nachzudenken und zu üben Konsequenzen frühzeitig zu erkennen, Professor Eckart Freude bereitet hätte. Da in meiner Klasse mehrere Mitschüler Medizin studieren wollten, wurde auch ein Text ausgewählt, in dem es um die Frage „Diät“ ging. Diät, wie ich später las, eine zu erlernende Kunst, zu unterscheiden zwischen Geiz und Verschwendungssucht und das Richtige in der Mitte zu wählen, nämlich Großzügigkeit. Von der Schule so vorbereitet, war die Enttäuschung im Studium riesig, als uns das Fach Geschichte der Medizin als ein quasi deterministischer Erzählstrang der immer zunehmenden, immer für die Menschen wertvolleren Erkenntnis nahegebracht wurde. Von allgemeinen Vorstellungen über „Säfte“ zum Kreislauf, dann der Erkenntnis, dass es Erreger gibt, hin zur Organpathologie. Alles nur zum Guten, Rädchen, die, ohne dass die einzelnen Forscher es merken, ineinandergreifen und die Medizin zu dem Großartigen machen, was wir heute lernen dürfen. Wer wollte das glauben? Für die Bedeutung des Faches Geschichte der Medizin gab es in meinem Studienjahr nur drei Begründungen:

- a) Lernen, wie der Erfolg der Heilkunde zustande kam, ohne zu bedenken wieso und ohne ihre Fehlentwicklungen reflektierend zu erwähnen (die Nazi-Zeit war ausgeblendet)
- b) Üben von Fremdworten in der Medizin (dazu gab es sogar eine Klausur!)
- c) Erkennen, dass das Fach wichtig sein soll, da zum Beispiel das Wort cholerisch heute noch verwendet wird.

Als Ergebnis dieses Studienteils: Große Enttäuschung und jahrelange Negierung des Faches, bis – ja, da bin ich bei Punkt 2.

AD 2. WIE ICH PROFESSOR ECKART KENNEN LERNT UND WIE DAS MEINEN ZUGANG ZU SEINEM FACH VERÄNDERTE

Ich kann mich noch genau an den Moment erinnern, als ich auswärts einen Vortrag hielt und recht spät auf der Autobahn müde wurde. Ich drehte an der Senderwahl des Autoradios und plötzlich hörte ich eine Stimme. Ich war mitten in einem Vortrag angelangt. Von wem, das wusste ich nicht. Die Stimme faszinierte mich. Sie war wohlklingend, unverwechselbar und gut verständlich. Aber es gab noch etwas, was mich faszinierte:

Ich hörte eine Stimme, die einen Unterton hatte. Damit meine ich eine Stimme, oder präziser eine Art des Sprechens, der man anmerken konnte, dass es nicht nur um das Vortragen alleine ging, sondern um das Mitnehmen und vor allem Verstehen. Der Vortrag, natürlich wusste ich immer noch nicht von wem, faszinierte mich so sehr, dass die Müdigkeit verflog und ich mit Begeisterung zuhörte. Ein kleiner Teil des Vortrages handelte von dem verweigerten Duell Virchows mit Bismarck. Nach dem Vortrag wurde vom Sprecher im Radio bekannt gegeben, wer ihn hielt. Es war Professor Eckart! Ich hatte etwas gelernt und vor allem fühlte ich, dass ich durch seinen Vortrag die Chance bekommen hatte, mich einzudenken. Was kann man von einem Vortrag mehr erwarten, als etwas tiefer zu verstehen, als man es vorher tat? Geschichte der Medizin nicht ein Erzählstrang auf dem Weg zur eigenen Größe der

Medizin, sondern als eine Geschichte, die hilft, über uns selber zu reflektieren. Die unterschiedliche Perzeption von Virchows Verhalten und seinen Motiven war für mich nicht nur der Beginn, Geschichte der Medizin als Spiegel unseres Tuns, als Orientierungshilfe, als Weg zur eigenen Reflektion, sondern auch als Fach zu begreifen, dem Ethik zugehörig ist. Zumindest für mich faszinierend und neu. Gleich am Tag danach hatte ich meinen ersten telefonischen Kontakt mit Professor Eckart. Der führte zu – ja, da bin ich bei Punkt 3.

3. WAS UNS VERBINDET UND WAS WIR GEMEINSAM „ERLEBTEN“

Der erste Kontakt führte zur ersten Gemeinsamkeit, einem Festvortrag von Professor Eckart, anlässlich eines Kongresses. Es gab viele, die begeistert waren, sich wirklich interessierten, doch auch einige wenige andere Kongressteilnehmer, die lieber an das Buffet gestürzt wären. Das, wie er mir sagte, störte ihn wenig, denn nicht nur ich war begeistert von seinem Vortrag. Wir kamen gemeinsam zum Schluss, dass man nicht immer alle erreichen kann, aber auch, dass Reflektieren nicht allen eine Freude ist. Das bedeutet in der Konsequenz, dass das Fach Geschichte und Ethik der Medizin immer mit einem Akzeptanzproblem zu tun haben wird. Könnten wir beide uns unterhalten, käme vielleicht die Frage auf, ob man das Thema Freude an und Ablehnung von Selbstreflektion und ebenso Freude oder Ablehnung an ungewohnt Neuem, bei uns Ärzten einmal eingehender untersuchen sollte.

Wir hatten seitdem vermehrt miteinander Kontakt, auch durch seine Doktoranden, deren Arbeiten ich mehrfach begutachten durfte. Besondere Erlebnisse waren dabei die mündlichen Prüfungen. Sind diese doch bei den üblichen Doktorarbeiten recht langweilig, da eine reine Repetition von auswendig gelernten sogenannten Fakten, ohne diese zu hinterfragen, waren die Prüfungen seiner Doktoranden genau das, was mich am Vortrag auf der Autofahrt so begeistert hatte: Kein Abfragen, sondern eher ein Fragen, um tiefer und in mehr als nur einem Kontext das Geschehene zu verstehen und seine heutige Bedeutung zu bedenken.

Damit verbindet uns etwas Weiteres: Über das gemeinsam Erlebte hinaus, die Freude an der Unklarheit, an der nur partiellen Erkenntnis, die man durch Nachdenken und

Nachfragen vertiefen, doch nie auflösen kann. Ebenso wie uns das Interesse an der Multikontextualität des medizinischen und ärztlichen Handelns verband, verband uns die „Kleinheit“ unserer Fächer. Die angeblich „kleinen Fächer“, dazu gehört innerhalb der inneren Medizin auch mein Fach der Diabetologie/Endokrinologie, ebenso wie die Labormedizin, müssen immer wieder begründen, warum man sie braucht. Letztlich zählt zum Erhalt des Faches nicht nur der Ausbildungsplan, denn Ausbildung kann man auch in einer untergeordneten Position sicherstellen, sondern nur die ganz individuelle Ausstrahlung des Lehrstuhlinhabers. Ausstrahlung, damit meine ich nichts anderes, als die ganz individuelle Gestaltung eines Faches, eine Gestaltung, die anderen „gesetzten“ Fächern hilft, im Kontext aller Fächer einer Universitätsklinik zu erkennen, warum den „großen“ Fächern dieses „kleine Fach“ hilft. Mich begeisterte, wie es Professor Eckart gelang, uns Klinikern immer wieder anhand der Geschichte den eigenen Spiegel vorzuhalten. Er besaß dabei die Fähigkeit, sowohl den Genuss - wer interessiert sich nicht für Geschichte – mit der manchmal schmerzhaften und immer unvollkommenen Selbsterkenntnis zu verbinden.

Und neben der ganz persönlichen Ausgestaltung seines Arbeitsfeldes kommt es dabei auch auf die Gremienarbeit an. Ich weiß, dass Professor Eckart die Gremienuniversität mit ihren manchmal qualvoll langsamen Entscheidungsprozessen schätzte. Wir saßen in so mancher Sitzung gemeinsam. Ich weiß nicht, ob er meine Einschätzung teilen würde, wieso diese langsamen Entscheidungsprozesse vorteilhaft sein können. Aus meiner Sicht ist es wichtiger unnötige Fehler zu vermeiden, als zu denken, dass man selber sofort wisse, dass man alles richtig mache. Begriffe wie Nachhaltigkeit, aber auch ökonomische Studien belegen, dass diejenigen Kulturen erfolgreicher sind, die nicht sofort handeln, sondern nachdenken, abwägen, gerne Chancen einmal verpassen, um nicht einen viel schwerwiegenden Fehler zu begehen. Ich las in einem Buch über das babylonische Weltreich, dass dort Entscheidungen von dem Ergebnis der Leberschau abhingen. Es gibt Zeichnungen, wie die „ideale“ Leber auszusehen hätte. Doch diese kann und wird es niemals geben. Daher war die Pflicht zur Rückverweisung Teil der DNA des babylonischen Weltreiches, dem erneutes Nachdenken guttat. Ich glaube mich zu erinnern, dass einmal die Rückverweisung durch die Leberschau so lange Zeit in Anspruch nahm, dass die Entscheidung Krieg zu führen so sehr verzögert wurde, dass der Feind an der Grenze abzog, bevor die richtige Leber das Zeichen zum

Beginn des Feldzuges setzen konnte. Was beschreibt besser den Wert der Gremienarbeit, als die Langlebigkeit dieses Weltreiches, das eben nicht daran glaubte, dass es auserwählte Lichtgestalten gibt, sondern daran glaubte, dass auch einem göttlichen Staatenlenker das „noch einmal Bedenken“ zwar Zeit raubt, aber durch Vermeiden von Fehlern ihn weiter bringt, als die Einbildung des Wissens um das, was gerade eben jetzt richtig sei. Eingeeübte Langsamkeit als Teil der Kunst, einen so langlebigen Tanker wie eine Universitätsklinik, mit nie endender Aufgabenstellung, zu leiten? Wenn Wissen nie absolut und vollkommen ist, deswegen Forschung als Hort der Hoffnung auf eine bessere Zukunft nie ihren Wert verlieren wird, dann kann man nicht davon ausgehen, dass die Zukunft in schlanken und schnellen Prozessen, ohne Diskussion und Einbindung verschiedener Gremien besser gestaltet werden kann, als durch die mühselige „Rückverweisung“ und anstrengende Befragung verschiedener Gremien.

Alles, die persönliche Ausgestaltung, die Bedeutung für viele andere Fächer einer Universitätsklinik als Teil der Gesamtuniversität zu zeigen, ebenso seine Gremientätigkeit, alle diese Tätigkeiten von der gleichen Einstellung lebend, die mich damals an seinem Vortrag so faszinierte, ist Professor Eckart hervorragend geglückt. Daher werden seine Freunde und Weggefährten sicherlich mit Freude die vielen ganz verschiedenen Facetten seines Berufslebens in diesem Buch erkennen können und spüren, dass Professor Eckart vielen Menschen etwas Wichtiges mitgab. Was meine ich damit? Ich bin mir sicher, das Buch wird eine Art „Geschichte der Wirkmacht“ von Professor Eckart werden.

Peter Nawroth

DIE GESCHICHTE DER DEUTSCHEN FORSCHUNGSGEMEINSCHAFT UND DIE GESCHICHTE DER FORSCHUNGSGRUPPE DFG-GESCHICHTE

SPURENSUCHE

Dokumente, die man als Grundlage für eine historische Rekonstruktion der Forschungsgruppe DFG-Geschichte nutzen könnte, gibt es viele. Wolfgang Eckarts Name taucht bereits in der ersten archivierten Quelle auf:¹ Am 18. Oktober 2000 fand im Wissenschaftszentrum in Bonn ein erstes Gespräch statt, um zu sondieren, wie die Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) im Nationalsozialismus untersucht werden könnte. Der damalige DFG-Präsident Ludwig Winnacker hatte kurz zuvor, inspiriert durch das Forschungsprogramm zur „Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“, ² ein solches Forschungsvorhaben initiiert und den Wissenschaftshistoriker Rüdiger vom Bruch aus Berlin und den NS-Spezialisten Ulrich Herbert aus Freiburg gebeten, die Leitung zu übernehmen. Bei Treffen am 18. Oktober 2000 nahmen vonseiten der DFG Christoph Schneider, Guido Lammers und Walter Pietrusziak teil, Rüdiger vom Bruch hatte Sören Flachowsky und Lothar Mertens mitgebracht, Ulrich Herbert mich. Die Diskussion fokussierte auf die Archivlage sowie auf die Leitlinien des Forschungsvorhabens. Am Ende wurden eine aus Sören Flachowsky, Lothar Mertens und mir bestehende „Archivgruppe“ gebildet und zudem Leitlinien festgelegt: Der Untersuchungszeitraum sollte nicht nur die NS-Zeit umfassen, sondern den Zeitraum von der Gründung der DFG im Jahre 1920 bis etwa 1970, und einzelne Fächer sollten exemplarisch in den Blick genommen werden, um so – wie mit Sonden – ins Innere der DFG hineinzuleuchten. Auf der Grundlage des Berichts der Archivgruppe sollte auf einer Tagung am 20. April 2001 die inhaltliche Gestaltung des Gesamtprojektes festgelegt werden, wobei, so das Protokoll, Experten einzelner Fachdisziplinen zu Rate zu ziehen seien. „In diesem Zusammenhang“, so hieß es weiter, „weist vBr [Rüdiger vom Bruch] erfreut darauf hin, dass sich Prof. Dr. Wolfgang Eckart (Heidelberg) bereit erklärt, in dem für das Gesamtprojekt vorgesehenen wissenschaftlichen Beirat mitzuwirken.“

¹ Vgl. Protokoll1sf.doc, Digitales Archiv der DFG-Forschungsgruppe (DADF), Zugriff 6.9.2021. Das folgende Zitat ebd.

² Zum Forschungsprogramm vgl. www.mpg.de/9787000/kwg-im-nationalsozialismus-publikationen, Zugriff 7.9.2021.

WIE ES BEGANN

Weitere Treffen folgten. Zum Teil fanden diese fast konspirativ in kleinster Runde im Wohnzimmer von Rüdiger vom Bruch in Berlin Dahlem bei Kaffee und Kuchen statt, zum Teil im großen und hochhoffiziellen Rahmen mit Mikrofon und Namensschild am Jackett in der Geschäftsstelle der DFG in Bonn. Wolfgang Eckart war fast immer und sehr früh mit dabei, denn es wurde schnell klar, dass er nicht nur gelegentlich im Beirat gehört werden sollte. Er war vielmehr von Beginn an an den Diskussionen um die Ausgestaltung und Struktur des Vorhabens beteiligt und zudem der erste Teilprojektleiter, der das Leitungsduo ergänzte, das wichtige Feld der Medizingeschichte verantwortend. Sehr bald gab es einen Namen, „Forschungsgruppe zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1920–1970“ (kurz: Forschungsgruppe DFG-Geschichte),³ sehr bald konturierten sich drei Leitlinien des Vorhabens: erstens der Zeitraum von 1920 bis 1970, zweitens sollte, statt eines organisations- oder verwaltungsgeschichtlichen Zugriffs, die Forschungsaktivität selbst und möglichst international vergleichend untersucht werden und drittens fächerübergreifende Entwicklungen, exemplarische Vorhaben, Ansätze, Diskurse oder Biografien. Nach und nach zeichnete sich auch die Struktur des Forschungsverbundes ab: die beiden Leiter, Teilprojektleiter für die zu untersuchenden Disziplinen, beide Leitungsebenen zusammengefasst in der sogenannten Steuerungsgruppe, ein international und interdisziplinär zusammengesetzter Beirat, wissenschaftliche Mitarbeiter, eine Koordinationsstelle, die ich übernahm.

Bald begann die Suche nach weiteren Teilprojektleitern. Gefunden wurden neben Wolfgang Eckart für die Medizingeschichte Franz-Josef Brüggemeier und Clemens Knobloch für die Geistes- und Sozialwissenschaften, Helmuth Trischler, Thomas Hänseroth und Wolfgang König für die Natur- und Technikwissenschaften, Bettina Wahrig und Hans-Jörg Rheinberger für die Bio- und Lebenswissenschaften. Der Beirat konstituierte sich am 14. Februar 2003 in Bonn.⁴ Berufen hatte Ludwig Winnacker

3 Forschungsgruppe und nicht Forschergruppe deshalb, weil in der DFG bereits eine Förderlinie namens Forschergruppe bestand.

4 Vgl. Protokoll PBeirat 14.02.2003, DADF Zugriff 6.9.2021. Das Folgende, auch die Zitate, ebd.

Helmuth Albrecht aus Freiberg, Lutz Danneberg aus Berlin, Gerald D. Feldman aus Berkeley, Friedrich Wilhelm Graf, Susanne Heim aus Berlin, Lutz Raphael aus Trier, Carola Sachse aus Wien, Heinz-Peter Schmiedebach aus Hamburg, Margit Szöllosi-Janze damals aus Köln, Jakob Tanner aus Zürich, Mark Walker aus Schenectady und Ulrich Wengenroth aus München. Friedrich Wilhelm Graf wurde zum Vorsitzenden gewählt und behielt dieses Amt die ganze Zeit. Auf der konstituierenden Sitzung im Februar 2003 hielt Wolfgang Eckart für die Medizingeschichte fest, dass die zuvor durchgeführten Untersuchungen zur nationalsozialistischen Medizinforschung die Rolle der DFG nicht berücksichtigten, obwohl die Medizin einer der dominanten Förderungsbereiche der DFG gewesen sei. Die erhaltenen DFG-Akten erlaubten jedoch „Rückschlüsse über die Orientierung der Medizinwissenschaft an ideologischen Vorgaben“, zudem lasse sich der Übergang der Forschung auf die Kriegsforschung und zur verbrecherischen Forschung mit ihnen gut nachvollziehen. Zu diesem Zeitpunkt waren folgende Untersuchungen geplant: „1) zur physiologischen Forschung, insbesondere zur Humanforschung, zu der eine Konferenz im Oktober 2003 geplant sei; 2) zur Vererbungslehre; 3) zur Infektiologie, hier speziell zur Tuberkuloseforschung; 4) zur Tropenmedizin und besonders zur Malariaforschung und ihren humanexperimentellen Aspekten; 5) zur Krebsforschung“. Auf Nachfrage betonte Wolfgang Eckart, dass keine Untersuchungen zu Einzelproblemen oder „im Sinne der Täterforschung“ vorgesehen seien; stattdessen gelte „das Interesse Strukturproblemen, semantischen Umbrüchen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für die Entwicklung der Medizinforschung“. Das Gesamtvorhaben, das Rüdiger vom Bruch und Ulrich Herbert einleitend erläutert hatten, wurde von den Beiratsmitgliedern zustimmend aufgenommen, und Carola Sachse hob hervor, dass insbesondere die „Schwerpunktsetzung auf dem Gebiet der Medizingeschichte [...] sinnvoll“ sei.

WAS DARAUS WURDE

Was im Jahr 2000 begonnen hatte, wuchs im Laufe der Jahre – für die Geschichtswissenschaft damals noch eher ungewöhnlich – zu einem auf verschiedene Standorte verteilten, großen Forschungsverbund mit zahlreichen wissenschaftlichen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen und vielen Hilfskräften wie Sekretärinnen, Verwaltungsangestellten und HiWis. Ungezählte Ideen tauchten auf, wurden diskutiert, verworfen oder

weiterverfolgt, solange, bis sich eine wichtige Fragestellung abzeichnete, die in einen Antrag münden konnte. Nicht alle geschriebenen Anträge überlebten das Begutachtungsverfahren nach den strengen Regeln der DFG, dem sich auch die Forschungsgruppe zu unterwerfen hatte, und das die Gutachter ausgesprochen ernst nahmen. Mitchell G. Ash aus Wien, Hans-Ulrich Thamer aus Münster und Jürgen Reulecke aus Gießen bildeten den Kern der Gutachtergruppe, zugezogen wurden jeweils die für ein bestimmtes Feld ausgewiesenen Experten.

Die ersten Untersuchungen starteten im Herbst 2001, die letzten im Herbst 2004. Insgesamt umfasste das Forschungsvorhaben schließlich 18 Einzelstudien, plus zwei assoziierte Untersuchungen. Die fünf Bearbeiterinnen und 15 Bearbeiter kamen von acht Universitäten bzw. wissenschaftlichen Institutionen, zum Teil befanden sie sich als Doktoranden am Beginn ihrer Karriere, zum Teil hatten sie selbst bereits den Rang eines Professors inne, zum Teil handelte es sich um Postdocs. Sören Flachowsky, Peter Nötzold, Patrick Wagner und ich arbeiteten zur Institutionen- und Politikgeschichte, Anne Cottebrune, Alexander Neumann, Marion Hulverscheidt und Gabriele Moser zur Medizingeschichte, Willi Oberkrome, Corinna Unger, Friedemann Schmoll, Bernd Rusinek, Klaas-Hinrich Ehlers und Christoph Seidler zu den Geistes- und Sozialwissenschaften, Günther Luxbacher, Ulf Hashagen, Mirko Buschmann und Paul Erker zu den Natur- und Technikwissenschaften und Alexander von Schwerin und Heiko Stoff zu den Bio-/Lebenswissenschaften. Die Forschungsgruppe traf sich ein- bis zweimal im Jahr, um sich auszutauschen und erste Ergebnisse zu diskutieren, der Beirat kam jährlich im Dezember zusammen, ließ sich berichten, fragte nach und brachte kluge Ratschläge ein. So fanden viele, viele Treffen statt,⁵ am Anfang in einem plüschigen Hotel am Frankfurter Hauptbahnhof, der für alle gut zu erreichen war, dann meist im Gustav-Stresemann-Institut in Bad Godesberg mit seiner unübertroffenen atmosphärischen Mischung aus Jugendherberge, Kloster und schickem Tagungshotel. Für die internationalen Konferenzen wurde das standesgemäße Harnack-Haus in Berlin gebucht. Die erste Publikation lag 2007 vor, das Forschungsvorhaben endete offiziell 2008 mit einer Abschlusskonferenz.

5 Rund 50 Protokolle sind archiviert, DADF, Zugriff 8.9.2021.

ERGEBNISSE

Möchte man die Forschungsgruppe, wie dies heute in Teilen des Wissenschaftssystems üblich ist, am zahlenmäßigen *output* messen, so ist Erfolg zu bescheinigen. In zwei Buchreihen erschienen im renommierten Franz Steiner Verlag in Stuttgart 20 Publikationen mit insgesamt 8.320 Druckseiten. Allein die Auflistung der Titel zeigt aber auch die thematische Breite des durchgeführten Forschungsvorhabens:

Studien zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft⁶

- Corinna R. Unger: Ostforschung in Westdeutschland. Die Erforschung des europäischen Ostens und die Deutsche Forschungsgemeinschaft, 1945–1975. Stuttgart: Steiner 2007.
- Anne Cottebrune: Der planbare Mensch: die Deutsche Forschungsgemeinschaft und die menschliche Vererbungswissenschaft, 1920–1970. Stuttgart: Steiner 2008.
- Sören Flachowsky: Von der Notgemeinschaft zum Reichsforschungsrat. Wissenschaftspolitik im Kontext von Autarkie, Aufrüstung und Krieg. Stuttgart: Steiner 2008.
- Willi Oberkrome: Ordnung und Autarkie. Die Geschichte der deutschen Landbauforschung, Agrarökonomie und ländlichen Sozialwissenschaft im Spiegel von Forschungsdienst und DFG (1920–1970). Stuttgart: Steiner 2008.
- Friedemann Schmoll: Die Vermessung der Kultur. Der „Atlas der deutschen Volkskunde“ und die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1928–1980. Stuttgart: Steiner 2009.
- Klaas-Hinrich Ehlers: Der Wille zur Relevanz. Die Sprachforschung und ihre Förderung durch die DFG 1920–1970. Stuttgart: Steiner 2010.
- Gabriele Moser: Deutsche Forschungsgemeinschaft und Krebsforschung 1920–1970. Stuttgart: Steiner 2011.
- Karin Orth: Autonomie und Planung der Forschung. Förderpolitische Strategien der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1949–1968. Stuttgart: Steiner 2011.
- Heiko Stoff: Wirkstoffe. Eine Wissenschaftsgeschichte der Hormone, Vitamine und Enzyme, 1920–1970. Stuttgart: Steiner 2012.
- Alexander von Schwerin: Strahlenforschung. Bio- und Risikopolitik der DFG, 1920–1970. Stuttgart: Steiner 2015.
- Karin Orth: Die NS-Vertreibung der jüdischen Gelehrten – Die Politik der Deutschen Forschungs-

⁶ Vgl. www.steiner-verlag.de/series/1865-1526, Zugriff 8.9.2021.

gemeinschaft und die Reaktionen der Betroffenen. Stuttgart: Steiner 2016.

- Günther Luxbacher: Ersatzstoffe und Neue Werkstoffe. Metalle, Technik und Forschungspolitik in Deutschland im 20. Jahrhundert. Stuttgart: Steiner 2020.
- Patrick Wagner: Notgemeinschaften der Wissenschaft. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) in drei politischen Systemen, 1920 bis 1973. Stuttgart: Steiner 2021.

Reihe: Beiträge zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft

- Isabel Heinemann, Patrick Wagner (Hg.): Wissenschaft - Planung - Vertreibung. Neuordnungskonzepte und Umsiedlungspolitik im 20. Jahrhundert. Stuttgart: Steiner 2006.
- Wolfgang U. Eckart (Hg.): Man, medicine and the state. The human body as an object of government sponsored medical research in the 20th century. Stuttgart: Steiner 2006.
- Michael Zimmermann (Hg.): Zwischen Erziehung und Vernichtung. Zigeunerpolitik und Zigeunerforschung im Europa des 20. Jahrhunderts. Stuttgart: Steiner 2007.
- Karin Orth, Willi Oberkrome (Hg.): Die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1920-1970. Forschungsförderung im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik. Stuttgart: Steiner 2010.
- Helmuth Trischler, Mark Walker (Hg.): Physics and Politics. Research and Research Support in Twentieth Century Germany in International Perspective. Stuttgart: Steiner 2007.
- Mark Walker, Karin Orth, Ulrich Herbert, Rüdiger vom Bruch (Hg.): The German Research Foundation 1920-1970. Funding Poised between Science and Politics. Stuttgart: Steiner 2010.
- Karin Orth: Vertreibung aus dem Wissenschaftssystem. Gedenkbuch für die im Nationalsozialismus vertriebenen Gremienmitglieder der DFG. Stuttgart: Steiner 2018.

Die Geschichte der DFG sowie ihre Bedeutung für die Wissenschaft im 20. Jahrhundert insgesamt sind, so wird man sagen können, durch die Forschungsgruppe gut erforscht.

JENSEITS DER STATISTIK

Vieles ist in den gedruckten Quellen nicht zu finden. So gab es in der Forschungsgruppe, wie in nahezu allen anderen Forschungsverbünden auch, Streit und Konflikte, fast Zerwürfnisse. Die Missstimmungen entzündeten sich nicht zuletzt daran, dass nicht alle begonnenen Forschungsarbeiten zum Abschluss kamen. Der eine oder andere Kollege verließ die Wissenschaft und orientierte sich beruflich um, andere kämpften mit gesundheitlichen Problemen (oder solchen in der Familie), wieder andere schrie-

ben nicht das erwartete Buch, sondern widmeten sich ganz anderen Forschungsfeldern. Schließlich wurden nicht alle abgeschlossenen Manuskripte gedruckt, da sie den Anforderungen der Reihenherausgeber oder der zugezogenen Gutachter nicht genügten. Wolfgang Eckart könnte dazu die eine oder andere Geschichte erzählen... Für manche jedoch nahm es doch noch ein gutes Ende: Einige Manuskripte wurden viele Jahre nach dem offiziellen Ende des Forschungsvorhabens doch noch fertig geschrieben und als Buch publiziert. Zuletzt schloss Patrick Wagner seine Gesamtdarstellung der DFG ab, die auf den Ergebnissen der Forschungsgruppe beruht. Das Buch erschien 2021 – und damit rund einhundert Jahre nach der Gründung der DFG und rund 20 Jahre nach Gründung der Forschungsgruppe DFG-Geschichte. Was sich in den Quellen auch nicht finden lässt (oder nur sehr indirekt), ist etwas, was die Forschungsgruppe ebenfalls auszeichnete: die Freude am gemeinsamen Schaffen und an den Erkenntnissen, das Staunen über das Wissen der Kolleginnen oder Kollegen in Bereichen, die einem selbst so fremd sind (mir etwa die „menschliche Vererbungswissenschaft“ oder die „Strahlenforschung“). Ja, Kollegialität entstand – und bestand zum Teil nach dem offiziellen Ende der Forschungsgruppe fort, ebenso wie die eine oder andere (nicht nur wissenschaftliche) Freundschaft, es gab/gibt Wertschätzung und Vertrauen. In Teilen wandelte sich die Forschungsgruppe DFG-Geschichte zur Forschungsgemeinschaft DFG-Geschichte. Wie gut es etwa tat, bei meinem aktuellen Forschungsvorhaben zur „Unehelichkeit“ im 19. Jahrhundert einfach Wolfgang Eckart anrufen und um Hilfe bitten zu können, etwa bei Fragen zu „geburtshilflichen Operationen“, die in den „Gebäranstalten“ des 19. Jahrhunderts durchgeführt wurden. Und es war so typisch für ihn, sogleich anzubieten, das gesamte Kapitel über „Geburt und Gebären“ zu lesen – und mit klugen Kommentaren zu versehen. Dass wir in den Telefonaten nicht nur über Fachliches, sondern auch über Persönliches sprachen – auch das war mir sehr wertvoll.

Und schließlich ist die Trauer über den Tod einiger Kollegen der Forschungsgruppe nicht in den Quellen dokumentiert, aber Teil dieser *Forschungsgemeinschaft*. Lothar Mertens starb im Februar 2006, Michael Zimmermann im Januar 2007, Gerald D. Feldman im Oktober 2007, Rüdiger vom Bruch im Juni 2017. Und nun Wolfgang Eckart – unfassbar noch und unendlich traurig. Ich werde ihn sehr vermissen.

Karin Orth, Freiburg, im September 2021

DIE REISE NACH HEIDELBERG. RICHTUNG: GESCHICHTE DER MEDIZIN

Die Reise in die Medizingeschichte begann im Oktober 1984, als ich erstmals nach Heidelberg reiste, selbst wenn ich es mir damals noch nicht bewusst war. An der Universität Genua hatte ich Philosophie studiert. Jedoch schon am Ende der Schulzeit hatte ich erkannt, was mir am besten gefiel und neugierig machte: nicht nur die Reflexion über Sprache(n), sondern auch die Grundlagen von Wissenschaften. „Warum denn nicht Medizin?“ fragten Freunde der Familie, die an den Beruf meiner Eltern dachten. Ich antwortete, dass ich mehr das Lesen und Schreiben liebte, was als Antwort wohl zu unbestimmt klang.

Die vier Jahre Philosophiestudium füllten sich mit Lieblingsfächern: Geschichte des philosophischen Denkens, Logik, Literatur und Linguistik (ich mochte doch das Schreiben). Es gab einige Lieblingsfächer, die mir besonders viel bedeuteten: Wissenschaftsgeschichte, etwa bei Carlo Maccagni (mit seiner Vorlesung dreimal in der Woche im maroden Salon eines ehemaligen Palasts) – und Sprachphilosophie bei Carlo Penco (im gleichen Palast, aber in einem winzigen Raum und mit vielen anregenden Diskussionsteilnehmern). Die Geschichte der Medizin wurde im Rahmen der Vorlesung über Wissenschaftsgeschichte nur cursorisch behandelt, im Fokus standen vielmehr Astronomie, Physik und Geographie. Die Abschlussarbeit, die *tesi di laurea*, schrieb ich in Logik und suchte nach einem Auslandsaufenthalt, um mich dann für ein schönes Dissertationsthema zu entscheiden. Es folgten drei Semester Austauschstipendium an der Universität Bern, an der ich meine Lieblingsfächer im deutschen Sprachraum durchdeklinierte: Auch hier besuchte ich die Lehrveranstaltungen in Wissenschaftsgeschichte, dazu Lektürekurse zu Kant, Aristoteles und zur Frage, was „Kreativität“ bedeute. Immer noch keine Geschichte der Medizin! Aber eins wurde langsam klar: Ich wollte mich philosophisch und historisch mit einer Naturwissenschaft beschäftigen, die tief mit dem Menschen und der Gesellschaft interagieren konnte. Außerdem faszinierte mich das kausale Denken. Dieser Grundansatz blieb vage, bis ich, zurück in Genua, in das Institut zur *Introduction à l'étude de la médecine expérimentale* von Claude Bernard kam und so lief nun alles auf das Thema der Doktorarbeit hinaus: Kausales Denken in der Philosophie und in der Medizin mit Schwerpunkt im 19. und 20. Jahrhundert. Die Annäherung an die Geschichte der Medizin verband sich mit der an Heidelberg und entwickelte sich dort weiter.

Mein italienischer Doktorvater, der Arzt und Professor für Wissenschaftstheorie Felice Mondella, hatte in früheren Jahren in Heidelberg freundschaftliche Kontakte zum Institut für Geschichte der Medizin gehabt und riet mir dazu, dort zu recherchieren und ein einschlägiges Aufbaustudium als Hintergrund für das Dissertationsthema aufzunehmen – und auch die Bibliothek und die Gespräche vor Ort zu genießen. So fuhr ich, begleitet von zwei neugierigen Freundinnen, im Sommer 1994 nach Heidelberg, von den Glückwünschen der Geschwister begleitet, die mich wohl als unverbesserlichen clericus vagans betrachteten. Es ist alles: per seguir virtute e conoscenza, konterte ich. An einem heißen Tag im Juli schickte ich die Freundinnen zum Heidelberger Schloss und ging in Sandalen und mit Rucksack zum Institut, ohne jegliche briefliche Ankündigung. Das Internet existierte noch nicht. Ich wusste nur, dass der Direktor Wolfgang U. Eckart hieß.

„Dürfte ich mit dem Direktor sprechen? Ich möchte fragen, ob ich als Gast kommen kann“, sagte ich der Archivarin des Instituts. Ich wurde freundlich eingelassen und da saß Wolfgang U. Eckart am Schreibtisch. „Sympathische Erscheinung“, dachte ich. Das Gespräch endete mit einem spontanen „Willkommen im Institut!“ und nun war es schon gewiss, dass die Reise in die Geschichte der Medizin dabei war, unter den besten Voraussetzungen anzufangen. So entstand während meines vom italienischen Doktorandenstipendium gewährleisteten Auslandsaufenthalts meine Dissertation. Das Ausland wurde schnell zum Zuhause. Insbesondere das Institut, wo ich viele Stunden verbrachte, so dass mir von anderen Doktoranden und Studenten lachend vorgeworfen wurde, noch nicht die schönen Gegenden von Heidelberg zu kennen und ein zu schlichtes Sozialleben zu führen.

Im Wintersemester 1994/95 fing ich an, Wolfgang Eckarts Vorlesung zu besuchen und endlich nahm die Geschichte der Medizin eine zeitliche Ordnung an. Kulturelle Bezüge wurden immer klarer und „meine“ Zeit, das 19. und 20. Jahrhundert, fundierte sich in diesem Semester in der Antike und im Sommersemester 1995 in Mittelalter und Neuzeit. Im Wintersemester 1995/96 konnte ich dann im Seminar zum Film als medizinhistorischer Quelle in die Abgründe der nationalsozialistisch deformierten Medizin sehen und 1996/97 in Eckarts Seminar über Seuchen ein weiteres Gebiet erschließen, das mir später als Basis zu Studien zu den Infektionskrankheiten im

Faschismus und Nationalsozialismus fundamental wurde. 1997 beendete ich in der stillen Bibliothek des Instituts meine Dissertation und ging dann nach Bologna, wo die formelle Prüfung stattfand. Ich kam aber nach Heidelberg zurück, das immer mehr zum Zuhause geworden war.

Die Themen, die mich interessierten, fächerten sich aus, aber der Fokus auf die Interaktion Medizin - Gesellschaft ging nicht verloren. Das Incipit in Eckarts „Geschichte der Medizin“ bestätigte mich in der Annahme, dass noch viele „unzeitgemäße“ Elemente in der Wahrnehmung von Medizin im Spiel seien: „Immer noch beeinflussen – bewußt oder unbewußt – magisch irrationale Elemente unser privates medizinisches Denken hinsichtlich der Erhaltung und Wiedererlangung von Gesundheit sowie hinsichtlich der Stärkung körperlicher Kräfte“. Mit dieser Grundlage im Kopf arbeitete ich in den Jahren 2000 und 2001 an meinen *Storie della medicina*, in die viel von den Gesprächen und den Lehrveranstaltungen im Institut und W.U. Eckarts Ansatz einfloss.

Ich blieb, wie erwähnt, nach der Promotion in Heidelberg wohnen, nahm an der Lehre an einigen italienischen Universitäten teil, beschäftigte mich weiter mit Publikationen über medizinhistorische Themen. Eine immer anregende Zeit, die sich bis heute fortsetzt, fing da an. Es war dann unvermeidlich, sich mit transnationalen Themen zu beschäftigen. Mein nächstes Buchprojekt über die Diskurse und Praktiken zu den Infektionskrankheiten im italienischen Faschismus und deutschen Nationalsozialismus basierte zu einem großen Teil auf den Gesprächen mit W. U. Eckart. Die Gesundheitsführung, die in unseren beiden Ländern während der Diktaturen geherrscht hatte und eng mit der Bekämpfung von Infektionskrankheiten verbunden war, fand ich auch in seinem Band zur Medizin im Nationalsozialismus deutlich definiert: „Totalitärer Anspruch auf den menschlichen Körper in der biopolitischen Diktatur bedeutete auch, diesen Körper von der Wiege bis zum Ende seiner physischen Leistungsfähigkeit [...] zu fassen und nicht mehr loszulassen“. Die Frage, welche Ähnlichkeiten und Unterschiede in diesem Bereich in den beiden Diktaturen zu finden waren, beschäftigte mich einige Jahre. Ich arbeitete als Lehrbeauftragte im Institut; in den Seminaren, die ich in Absprache mit Wolfgang U. Eckart anbot, konnte ich diese Themen in der Diskussion erproben und besser konturieren.

Anschließend an dieses Projekt begann ich in einer weiteren Studie einen neuen Aspekt zu erforschen, und zwar die Kolonialmedizin des italienischen Faschismus. Dies ergab sich automatisch aus der Betrachtung der Medizin und der Hygiene in der Diktatur. Wie man weiß, hatte W.U. Eckart das Thema schon exploriert. Insbesondere die von ihm unterstrichene Rolle der Ärzte und der Hygiene als Instrumente der Kolonialpolitik und Ökonomie orientierte meine ersten Erkundungen in der Kolonialliteratur. Inwiefern war dies der Fall im italienischen Faschismus? Welche besonderen Züge zeigte die bisher wenig erforschte Kolonialmedizin des verspätet in den kolonialen Wettbewerb eingestiegenen Landes Italien? Wie faschistisch war sie, wie unterschied sie sich von der Kolonialmedizin des liberalen Italiens, und wie rassistisch war sie geprägt? Viele Perspektiven und Ideen dazu kamen nicht zuletzt von der Tagung im Oktober 2012 zu Wolfgang Eckarts 60. Geburtstag: Medizin und Gewalt.

Ich war also endlich in der Medizin angekommen, wobei sich mir die für mich spannendsten Perspektiven eröffneten: die der Kultur- und Geschichtswissenschaften. Die sich über so viele Jahre und bis heute fortsetzende und verzweigende Reise fand und findet klare Inspirationen durch die Begleitung von Wolfgang U. Eckart.

Alessandra Parodi

WOLFGANG U. ECKART

VORBILD – KOLLEGE – FREUND

Manchmal ist es so, dass ganz banal erscheinende Dinge des Alltags einen an Menschen erinnern, die einem etwas bedeuten oder bedeuteten. An Wolfgang muss ich immer wieder denken, wenn ich auf dem Frühstückstisch im Hotel eine große Kaffeekanne sehe. Warum? Einmal, damals in den Jahren, als ich Gastdozent in Heidelberg im Institut war, musste ich noch abends eine Lehrveranstaltung abhalten und fragte ihn, wo man denn in Heidelberg am besten übernachten könne. Er sagte dann spontan: „Da gehen Sie doch am besten ins Café Frisch“. Ich wieder: „Ahh gut, das ist doch gleich hier an der Brücke“. „Ja“, sagte er. Dann drehte er sich zu mir, lachte mich an und zwinkerte mit den Augen „Und da steht auf dem Frühstückstisch immer eine volle Kanne Kaffee, und Sie müssen nicht um eine neue Tasse betteln.“ Wolfgang war immer optimistisch, zumindest hatte er sehr oft gute Laune und strahlte Fröhlichkeit aus. Es ging irgendwie bei ihm – und mit ihm – immer nach vorne.

Manchmal fragte ich mich: Wo nimmt der Mann seine Energie her, wir kriegt er das hin, das ewig Betriebsame, immer der wache Geist, das Schreiben und Schreiben und Schreiben. Diese enorme Produktivität, anscheinend ohne Pause. Im Nachhinein glaube ich, zumindest einen Baustein für die Antwort gefunden zu haben: Wolfgang hatte die Gabe, den Hebel umzulegen. Eben noch in Büchern blättern, auf dem Podium bei einer Sektion sitzend, gedankenversunken einer Theorie nachjagend und angespannt einer Kolleg_in lauschend, und dann eben doch noch die anderen Facetten, die das Leben ausmachen. Nur scheinbar ohne Pause: Wolfgang schaffte es, den Tagungssaal zu verlassen, und dann im Sonnenschein von San Diego sofort zu planen, jetzt bald nach Tijuana zu fahren oder vielleicht einen ausgemusterten US-Flugzeugträger zu besichtigen. Oder er freute sich auf das gemeinsame Abendessen oder das gemütliche Frühstück – mit viel Kaffee, versteht sich. Mein Eindruck ist, dass er da Energie tankte und entspannen konnte. Er schaffte damit das, was ich selbst und andere Kolleg_innen öfters nicht richtig gut konnten: Abschalten. Wo andere noch nachdachten, ob sie den Vortrag von eben nicht hätten besser halten können, da konnte Wolfgang einen Schlussstrich ziehen und sich wieder anderen Dingen widmen. Nicht dass er Probleme ignoriert hätte. Auch konnte er schon empfindlich reagieren, wenn man seine Werke angriff. Aber er konnte sich schnell aus derartigen Stimmungen rausziehen, sich dann auch dem Spaß widmen und Vergnügen haben.

Dementsprechend sehe ich immer einen fröhlichen Wolfgang vor mir, wenn ich an ihn denke. Und dann fallen mir gleich verschiedene Szenen und Episoden ein. Denn Wolfgang begleitete mich durch mein gesamtes medizinhistorisches Leben. Er war nicht immer da, aber immer wieder – mal länger, mal kürzer. Zweimal war ich mit in den USA auf Tagungssektionen, die Wolfgang organisiert hatte, immer wieder haben wir uns gesehen und wir haben auch zusammen publiziert. Unsere Zusammenarbeit betraf vor allem das Thema „Medizin und moderner Krieg“ und hier vor allem den Ersten Weltkrieg.

Den entscheidenden Kontakt mit ihm hatte ich gleich am Anfang meiner akademischen Laufbahn: Es war 1994, gerade mal drei Jahre in der Medizingeschichte, als ich an der von ihm zusammen mit seinem damaligen Assistenten Christoph Gradmann organisierten Tagung zur „Medizin im Ersten Weltkrieg“ teilnahm. Diese Tagung war wichtig. Sie war ein Katalysator für weitere Forschungen zu Medizin und Krieg in Deutschland. Für mich als jungen Assistenten mit steiler Lernkurve war das aber noch aus einem anderen Grund ein bedeutsames Ereignis: Mit Wolfgang begegnete mir ein Hochschullehrer, der anders war als die Anderen. Ich spürte hier nicht das hierarchische Gefälle der Medizinischen Fakultäten, so wie ich es kannte und in das ich hineinsozialisiert worden war. Wolfgang nahm auch die jungen Kolleg_innen ernst. Jede und jeder war für ihn willkommen, die oder der zur Sache beitrug. Und ich war sehr erstaunt, als er plötzlich auf mich zukam und fragte: „Wollen Sie die nächste Sektion moderieren?“. Kurz zögerte ich, weil er mich mit dieser Frage kalt erwischt hatte. Aber dazu erzogen, nicht zurückzuweichen, sagte ich schnell zu. Nach der Sektion kam er mit einem schelmischen Grinsen zu mir: „Das haben Sie ja richtig stark durchgezogen!“ War das ein Lob? Ich weiß nicht. Denn so etwas richtig machen hieß ja damals autoritär durchziehen. So war ich eben erzogen. Aber Wolfgang ließ einen probieren und machen und er freute sich über unseren Input. Er traute einem etwas zu. Es war Kontakt auf Augenhöhe, den er suchte. Das war ich damals nicht gewohnt. Und ich weiß noch, dass wir Jungen damals alle euphorisch waren. Deshalb und weil seine gute Laune ansteckend wirkte. Dass einige Portionen des gelieferten Essens in Oberflockenbach verdorben waren und ein Kollege und ich uns nachts auf der Herrentoilette gegenseitig halfen, dieses Übel zu überstehen, spielte im Rückblick nie eine Rolle. Hängen blieb: Diese Tagung war ein Erlebnis, diese Tagung im ehemaligen Wohnhaus von Caterina Valente. „Wir tagen

auf ihrem Schwimmbecken“, wie Wolfgang uns bald verriet. Über so etwas konnte er sich freuen wie ein kleiner Junge!

Die Episode Oberflockenbach berührt einen wichtigen Punkt: Damals, in den 1990er Jahren, gab es im Fach der Medizingeschichte so wie in anderen medizinischen Fächern noch die verkrusteten Schüler-Lehrer-Verhältnisse: Im Fachverband Medizin herrschte zum Teil eine schneidende Atmosphäre. Assistent_innen wurden zuweilen zum Dienstgespräch gebeten, wenn sie anders abstimmten als der/die Chef_in. Der Mann trug damals ein gebügeltes Hemd mit Jackett. Fast alle hielten nur in diesem Outfit ihre Vorträge. Wolfgang durchbrach diese autoritäre Erstarrung schon damals mit seiner Haltung, alle gleich zu behandeln und Teamwork in der Forschung zu favorisieren. Dem in Deutschland durchaus üblichen Herauspressen von Forschungsergebnissen durch Druck im Rahmen einer depressiven akademischen Leidensgeschichte von Schweiß und Tränen setzte er das Forschen mit Spaß entgegen. Und das war nicht ineffektiver, ganz im Gegenteil. Letztlich auch angefeuert von Wolfgangs Optimismus haben damals Karl-Heinz Leven und ich in Freiburg zusammen sicherlich ca. 30 bis 40 Lexikonartikel zu seinem „Ärztelexikon“ beige-steuert. Für gewisse Zeit waren wir eine monomane Artikelfabrik und schoben uns die Entwürfe gegenseitig durch die Türen zu, immer mit dem heißen Draht nach Heidelberg. Die Stimmung „Es geht vorwärts“ packte uns so auch im Schwarzwald.

Für mich war Wolfgang ein Vorbild, eine Orientierungsmarke. Mir lag sein Stil, es passte auch zum angelsächsischen Wissenschaftssystem, das ich nach wie vor bewundere. Nicht umsonst habe ich in meinen eigenen Forschungsprojekten später auch mit meinen eigenen Mitarbeiter_innen Teamwork betrieben. Und wir waren durchaus erfolgreich, wenn auch zuweilen die eine oder andere Klippe – nicht ohne Auseinandersetzungen – überwunden werden musste. So hat Wolfgang dann weitergewirkt. Er hat viele beeinflusst, und er hat in meinen Augen auch zur Demokratisierung der Medizingeschichte und der Medizin beigetragen. Erst etwa Mitte der 1980er Jahre waren in Deutschland die letzten Funktionsträger_innen pensioniert worden, die noch in der NS-Zeit sozialisiert worden waren und die als junge Frauen und Männer noch in dieser Zeit ihre erste Arbeitsstelle erhalten hatten. Dementsprechend fand eine zweite Demokratisierungswelle (nach den „68ern“) in den 1990er Jahren statt. Und

Wolfgang wurde als alter „68er“ nicht zum Wendehals wie viele andere. Er blieb sich treu, er blieb offen – und ich spürte, wie authentisch er war. Er selbst war im persönlichen Kontakt so authentisch wie sein Werk, in dem er „heiße Themen“ anpackte: Die Kolonialmedizin, die NS-Medizin und die „Behandlung“ deutscher Soldaten in beiden Weltkriegen durch eine politisierte Ärzteschaft. Nicht zuletzt wegen dieser Authentizität mochte ich ihn.

Es war dann noch ein besonderes Erlebnis, dass ich 2008 in der Tat an das Heidelberger Institut kam. Als die Medizingeschichte in Freiburg nach 2006 zugunsten der Medizinethik ihr Ende fand und zwei Kollegen und ich letztlich gehen mussten, hat er mich ohne Zögern aufgenommen. Die folgenden Jahre waren eine schöne Zeit und ich kann rückblickend sagen, dass Wolfgang derjenige Hochschullehrer war, der mich im Fach der Medizingeschichte am meisten beeinflusst hat und den ich auch – hier zusammen mit Roy Porter, der ähnlich offen war wie Wolfgang – am meisten bewundert habe. Natürlich wurde das noch unterstützt dadurch, dass er dann später mit meiner Transition Mann zu Frau 2014 in seiner offenen Art gut umgehen konnte. Das ist leider nach wie vor nicht selbstverständlich.

Letztlich hat es mich schließlich gefreut, dass es für mich eine Möglichkeit gab, Wolfgang einen eigenen „Gedenkstein“ zu setzen. Kolleg_innen boten mir freundlicherweise dieses Jahr an, den Kommentar zu einer Sektion in einem Sammelband über „Krankheit und Krieg“ zu schreiben. Es ist bezeichnend, dass ich ungeplant, aber eigentlich dann wie zwangsläufig, in der Einordnung der Beiträge auf die historische Entwicklung und damit auf Wolfgangs Werk stieß. Ich würde ihm diesen Kommentar widmen, das ergab sich für mich selbstverständlich aus der Gesamtschau. Der Weg von Oberflockenbach bis zu einer „Geschichte von Krieg und Medizin in der Erweiterung“. Mir gefiel das. Und ich bin mir eigentlich sicher: Es hätte Wolfgang auch gefallen.

Livia Prüll, Mainz

Die (erwähnten) Wegemarker:

Eckart, Wolfgang U., Gradmann, Christoph (Hg.): Die Medizin und der Erste Weltkrieg (Neuere Medizin und Wissenschaftsgeschichte. Quellen und Studien, Bd.3), Pfaffenweiler: Centaurus 1996. < Der Anfang >.

Hofer, Hans-Georg, Prüll, Cay-Rüdiger, Eckart, Wolfgang U. (Hg.): War, Trauma and Medicine in Germany and Central Europe (1914-1939). Freiburg: Centaurus 2011. < Tagungsband San Diego >.

Eckart, Wolfgang U., Medizin und Krieg. Deutschland 1914–1924, Paderborn: Schöningh 2014. < Die Geschichte von Medizin und Krieg in der Erweiterung >.

IN MEMORIAM WOLFGANG UWE ECKART

Als Wolfgang U. Eckart im Jahr 1992 als Lehrstuhlinhaber nach Heidelberg kam, begann nicht nur eine äußerst fruchtbare Zeit für das dortige Institut für Geschichte der Medizin, sondern auch seine intensive und langjährige Beschäftigung mit der Medizin im Nationalsozialismus. 2016, gegen Ende seiner Laufbahn, erhielt er explizit für diesen Aspekt seiner Forschung das Bundesverdienstkreuz. Diese Themensetzung war damals keineswegs einfach, unumstritten oder auch selbstverständlich, zumal Wolfgang Eckarts thematischer Einstieg in die Medizingeschichte in eine andere Epoche geführt hatte, in die Frühe Neuzeit.

Deren besondere Strahlkraft, die kreative Spannung zwischen Wiederkehr und Neubeginn mit allen ihren Auswirkungen auf die weitere Geschichte, Theoriebildung und Ethik in der Medizin, hatte schon seinen akademischen Lehrer Richard Toellner fasziniert. Am Münsteraner Institut lag in der Tradition Karl Eduard Rotschuhs mehr als andernorts ein Schwerpunkt auf Theorie der Medizin, Medizingeschichte wurde in ihrem gesamten Spektrum vertreten und um die Medizinethik ergänzt. Es war ein hervorragendes Umfeld für den zukünftigen Medizinhistoriker. Johanna Bleker, als deren Schüler sich Wolfgang Eckart betrachtete, nutzte den ordnenden Blick, mit dem sie die Konzepte und Praktiken der Naturhistorischen Schule erklärte, in analoger Form für die Analyse medizinischer Ideologien im Dienst von Krieg und NS-Diktatur. Sie ermutigte Wolfgang Eckart zu seiner Dissertation über die „Grundlagen des medizinisch-wissenschaftlichen Erkennens bei Daniel Sennert (1572–1637)“, die er 1977 abschloss.

Wolfgang Eckart hatte sich bereits in seinem Studium im Münster der 1970er Jahre breit aufgestellt, nicht nur Medizin, sondern auch Geschichte und Philosophie studiert und sich zudem (hochschul-)politisch betätigt. Alle diese Bereiche sollten später für sein Profil als Hochschullehrer eine große Rolle spielen. Zwar war er nach dem Studium nicht mehr als Arzt tätig, doch er verstand sich als Mediziner, im Kontakt mit klinischen Kollegen und im Verständnis für die Anliegen zukünftiger Ärzte, denen er ohne schulmeisterliche Arroganz begegnete. Medizin wiederum war für ihn immer auch politisch, und dies galt ebenso für ihre Geschichte. Er nahm die Verantwortung ernst, Forschung insbesondere zu Medizin und Politik im 20. Jahrhundert voranzutreiben und in der Lehre zu vermitteln, und er warf dabei seine umfassende geschichtswis-

senschaftliche Expertise von der akribischen Archivrecherche bis zum kühnen Überblick in die Waagschale. Seine Vorstellung von medizinischer Ethik baute auf diesen Fundamenten auf – eine ahistorische Ethik ohne klare Standpunkte war nicht seine Sache. Das zeigt sich auch in seinen Beiträgen zu dem von ihm mitherausgegebenen dreibändigen „Handbuch Sterben und Menschenwürde“ (2012). Entscheidende Papiere der Leopoldina, die eine politische Kontrolle der Verteilungsgerechtigkeit bei der Zuweisung von Spenderorganen anmahnen, tragen seine Handschrift.

In den ersten Jahren wissenschaftlichen Arbeitens dominierte die Frühe Neuzeit. Neben Daniel Sennert und der Iatrochemie interessierten ihn die Rolle des Humanismus für die Entwicklung der Medizin, die bildreichen Titelblätter medizinischer Werke im Barock, die Kritik an der Medizin in unterschiedlichen Medien des 17. Jahrhunderts oder der „*medicus politicus*“ dieser Zeit. Auch später finden sich in seinem Publikationsverzeichnis immer wieder Texte zum 16. und 17. Jahrhundert. So war er ein überaus engagierter Autor der „Enzyklopädie der Neuzeit“: Von „Anatomie“ im Jahr 2005 bis „Ungeziefer“ im Jahr 2012 schrieb er 54 Beiträge, teils mit Koautoren. Im Gespräch äußerte er häufiger die Wunschvorstellung, sich einmal wieder ausschließlich mit dieser Epoche befassen zu können – doch dazu kam es nie.

Wolfgang Eckarts Auseinandersetzung mit der Medizingeschichte des 20. Jahrhunderts begann während seines Grundwehrdienstes, den er als promovierter Sanitätsoffizier am Militärgeschichtlichen Forschungsamt als „Zivilist in Uniform“ (Karl-Heinz Leven) absolvierte. Die Institution stand unter der Leitung des kritischen Militärhistorikers Manfred Messerschmidt. Hier entstand die 1986 abgeschlossene Habilitationsschrift „Die Medizin als Instrument deutscher Kulturbeeinflussung in Ostasien. Deutsche Ärzte in Japan und China 1871–1914.“ 1988 folgte der Ruf an die MHH. Er wurde der Gründungsdirektor des Medizinhistorischen Instituts in Hannover.

Im selben Jahr begann Wolfgang Eckart, in enger Folge eine Reihe von Arbeiten zum Thema Medizin und Kolonialimperialismus zu veröffentlichen. Seine exzessive Quellenarbeit, für die ihm keine Hürde zu hoch zu sein schien, machten ihn über 30 Jahre später zu einem der meistzitierten Autoren einer Medizin-Geschichtsschreibung aus postkolonialer Perspektive. Auf zwei aktuelle Debatten sei exemplarisch angespielt,

um Wolfgang Eckarts Pionierrolle in diesem Feld zu verdeutlichen: Den Völkermord an Herero und Nama charakterisierte er als „kolonialen Rassenkrieg“, als einen Genozid, der durch rassenanthropologische Wissenschaftsnarrative vorbereitet und legitimiert wurde. Und er war der Erste, der die Humanexperimente in den Kolonien zum Thema machte, insbesondere die Atoxyl-Forschungen des Pensionärs Robert Koch in Afrika. Im Zentralen Staatsarchiv der DDR in Potsdam stieß Wolfgang Eckarts Bemühen, den ihm zur Seite gestellten Führungsbeamten in ein kritisches, antiimperialistisches Gespräch über Robert Koch zu verwickeln, nicht auf Gegenliebe. Koch, so hörte er damals, gehöre zum „Nationalen Erbe“.

Seine Hannoveraner Hauptvorlesung zur Geschichte der Medizin bot den Anlass, dem ganzen Fach ein neues Lehrbuch zu geben. Wolfgang Eckarts „Geschichte der Medizin“, die auch ins Japanische übersetzt wurde, markierte 1990 den Beginn einer langjährigen, produktiven Zusammenarbeit mit dem Heidelberger Springer-Verlag. Bald erweiterte Wolfgang Eckart das regelmäßig überarbeitete Buch um Themen der medizinischen Ethik. Als er starb, hatte er gerade mit der Korrektur der Fahren zur neunten Auflage begonnen, die seuchenhistorische Bezüge der Corona-Pandemie hervorhebt. Mit der „Illustrierte(n) Geschichte der Medizin“ folgte 2007 ein zweites Lehrbuch zur jüngeren Medizingeschichte. Die Erfahrungen aus der Betreuung von über 100 Dissertationen mündete in dem gemeinsam mit Robert Jütte verfassten utb-Buch „Medizingeschichte, eine Einführung“ (2011), es vermittelt das Handwerkszeug des Fachs. Bei der Recherche zu diesem Buch fiel ihm auf, dass keine Gesamtdarstellung der Medizin im Nationalsozialismus existierte. Der Band „Medizin in der NS-Diktatur“ erschien im Jahr darauf bei Böhlau.

Vier Jahre nach der Amtsübernahme in Hannover war Wolfgang Eckart 1992 dem Ruf nach Heidelberg auf den lange vakanten Lehrstuhl von Heinrich Schipperges gefolgt. Hier blies ihm zunächst scharfer Wind entgegen, als er gemeinsam mit Ralf Bröer die NS-Verstrickung des Psychosomatikers Viktor von Weizsäcker in der hauseigenen Zeitschrift der Universität zum Thema machte. Bis heute fehlt der Aufsatz in der ansonsten vollständig digitalisierten Ausgabe der Zeitschrift „Ruperto Carola“. Dennoch initiierte er gemeinsam mit Eike Wolgast und Volker Sellin eine umfangreiche Aufarbeitung der Heidelberger Universitätsgeschichte im Nationalsozialismus. Sie wurde zu einem



WOLFGANG U. ECKART SPRICHT BEI DER TAGUNG „MEDIZIN UND GEWALT“
ANLÄSSLICH SEINES 60. GEBURTSTAGS, 2012 IM IWF HEIDELBERG,
FOTOGRAFIERT VON PHILIPP OSTEN

Vorbild weiterer Aufarbeitungsprojekte an deutschen Universitäten. Wolfgang Eckart und seinem Team vertraute auch die DFG die Erforschung der eigenen Geschichte in der Zeit des Nationalsozialismus an.

Seine Präsenz als Institutsleiter war so stark, seine inhaltlichen Standpunkte so ausgeprägt, seine Sachautorität so groß, dass er formale akademische Hierarchien „rechts“ liegen lassen konnte. Er war jovial und stand doch immer im Zentrum, ohne jeden Muff unter dem nicht vorhandenen Talar. Er war stets neugierig, vielbeschäftigt und jederzeit ansprechbar. Konflikte mochte er nicht, Kontrolle war ihm zu kleinlich, stattdessen konzentrierte er sich auf Inhalte.

Zu den wichtigsten Arbeiten Wolfgang Eckarts, deren Fertigstellung bereits mit dem Beginn seiner Krankheit zusammenfiel, gehört das 2014 erschienene Werk „Medizin und Krieg. Deutschland 1914 bis 1924“ über den Ersten Weltkrieg. Er hat es, wie alle seine Bücher, unmittelbar aus den Archiven gehoben. Die Hungerdemonstrationen, die bereits 1916 einsetzten, und über die es nach einhelliger Meinung kaum Quellen gab, rekonstruierte er aus den Berichten amerikanischer Geistlicher, die er in einem Archiv der Quäker in den USA fand. Auf der Suche nach sozialhistorischen Quellen aus erster Hand trug er Lazarettpostkarten aus dem Ersten Weltkrieg zusammen. Auf Fotografien präsentierten sich die verwundeten Überlebenden der Schlachtfelder ihren Angehörigen, die Rückseiten füllten sie mit Kurznachrichten über Hoffnung und Resignation. Diese Sammlung veröffentlichte Wolfgang Eckart in dem Bildband „Die Wunden heilen sehr schön“.

Wolfgang Eckart war es ein Anliegen, Geschichte in ansprechender Form darzustellen. Seine häufigsten Miszellen waren öffentliche Botschaften, mit denen er sein Wissen vergesellschaftete. Eine Geschichte der Medizinischen Fakultät Heidelberg vom Mittelalter bis in die Gegenwart erschien nicht als seltene Schmuckausgabe, sondern reich bebildert in der Mitarbeiterzeitschrift des Universitätsklinikums Heidelberg „Klinik-Ticker“. Wissenschaft und Forschung, an die er für sich selbst höchste Ansprüche stellte, sollten seiner Vorstellung nach alles andere als elitär vermittelt werden. Er schrieb für ein breites Publikum. In der Süddeutschen Zeitung schrieb er bis 2007 in enger Folge über aktuelle Fragen medizinischer Ethik, über die Medizin im Nationalso-

zialismus und über das Thema Essen, dessen historische und ökonomische Relevanz er immer wieder hervorhob. „Fingerübungen“ nannte er seine Artikel, die im Freitag, in der FAZ, der Berliner Zeitung und in vielen regionalen Tageszeitungen erschienen. Sie haben dem Ansehen des Fachs Medizingeschichte eine breite Basis verschafft.

Den letzten Essay brachte die Heidelberger Rhein-Neckar-Zeitung. Das Thema war ein Schweizer Schmähgedicht auf die Eindämmungsmaßnahmen gegen die Spanische Grippe. Auf SWR2 war er häufiger Gast der Sendereihe „Wissen“. Seine sonntäglichen Aula-Vorträge waren ein Stück Radio-Kultur. Nicht nur der Inhalt war spannend und verständlich, auch seine charakteristische Radiostimme, nächtlich geschult beim transkontinentalen Kurzwellenfunk, trug zu Wolfgang Eckarts publizistischer Präsenz bei. Seinen Standpunkt zurückzuhalten lag ihm nicht, im Gegenteil, täglich nutzte er Twitter für Kommentare zum Fach- und Weltgeschehen.

Im Ruhestand konzentrierte Wolfgang Eckart seine Arbeit auf die Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina, deren Mitglied er war. Nicht zuletzt bot sich ihm angesichts der 1652 gegründeten ältesten naturwissenschaftlich-medizinischen Akademie im deutschen Sprachraum die Möglichkeit, zwei der für ihn bedeutsamsten Themen nebeneinander und doch gewissermaßen miteinander verbunden zu behandeln: Medizin und Mediziner in der Frühen Neuzeit und im Nationalsozialismus. Trotz seiner schweren Krankheit, die ihn zu relativer Zurückgezogenheit nötigte, war er dabei mittendrin, in seiner Akademie, seiner Arbeit und seinen Netzwerken. Dies ist nun vorbei – ganz plötzlich. Viele von ihm maßgeblich angestoßene Projekte werden weiterzuführen sein, in der Leopoldina ebenso wie in Heidelberg und anderswo. Der Verzicht auf seine außergewöhnliche Präsenz und Stimme, sein profundes Wissen, seine Zugewandtheit und seine pointierten Denkanstöße wird schwer fallen.

Maike Rotzoll und Philipp Osten

“BITTEN BY THE RUSSIA BUG”: WOLFGANG ECKART AND SOVIET MEDICINE

I met Wolfgang Eckart for the very first time in late 1992, not long after he had been appointed Director of the Institut für Geschichte der Medizin in Heidelberg. The previous year, while he was still at Hannover, I had called him from Berlin. At the time, I was working with four colleagues at the University of Toronto to design an international research project (later called the Stalin Era Research and Archives Project) whose goal was to retrieve previously inaccessible documents from the Russian archives and use those documents to deepen our understanding and interpretation of the Stalin period. I knew Wolfgang's book on German doctors in China and I was hoping to interest him what I saw as a unique opportunity to use new Russian archival materials to analyse some little-explored facets of Soviet-German medical relations in the interwar period.

Wolfgang was never one to let the “grass grow under his feet” as we say in English. In December of 1992, he invited me and Paul Weindling to Heidelberg to discuss an agenda for research on Soviet-German medical relations. For him the topic had a certain immediacy: he was just working on his masterful article “Medizin und auswärtige Kulturpolitik der Republik von Weimar – Deutschland und die Sowjetunion 1920-1932,” which would appear in 1993 in „Medizin in Geschichte und Gesellschaft“.

Wolfgang is unquestionably best-known for his path-breaking research on colonialism and medicine and on medicine and national socialism. But I knew him in a different frame. Wolfgang was bitten by the Russia bug. In summer of 1992, Ruth Lidz, Professor of psychiatry at Yale, who was the daughter of the Heidelberg neuro-psychiatrist Karl Wilmanns, gave me access to the diary her father had kept when he went to Buriat Mongolia in 1926 to conduct research with Soviet colleagues on endemic syphilis. I had been publishing articles on Wilmanns's diary in English, but I wanted the diary itself, which I was co-editing with Jochen Richter, to be published in Germany, as tangible proof of the tangled German-Soviet medical cooperation in the inter-war years. In 1995, I raised a question with Wolfgang: was there a German press that could be interested? He had just concluded negotiations with Centaurus Press for a new series entitled “Neuere Medizin- und Wissenschaftsgeschichte: Quellen und Studien.” With what I came to know as his characteristic generosity, Wolfgang proposed that the Wilmanns diary inaugurate the Centaurus series. At the suggestion of Michael

Hubenstorf, it appeared under the title “Lues, Lamas, Leninisten: Tagebuch einer Reise durch Russland in die Burjarische Republik im Sommer 1926”. The appearance of the Wilmanns diary in 1996 was followed two years later by the publication in the Centaurus series of the diary kept by the eminent Freiburg pathologist Ludwig Aschoff on his 1930 trip to Russia and the Caucasus to check on the operation of the German-Russian Laboratory for Comparative Racial Pathology of which he was co-director (Vergleichende Pathologie oder Rassenpathologie: Tagebuch einer Reise durch Russland und Transkaukasien). The Aschoff diary, which was also co-edited with Jochen Richter, was given to me by Ludwig Aschoff’s son, Dr. Jürgen Aschoff. We were it seems in the diary business.

In the second half of the 1990s, while the editing of these diaries was in progress, I was a frequent guest at the Institute for the History of Medicine in Heidelberg. As a visitor from “away,” what struck me from the first was how inclusive and non-hierarchical Wolfgang was as Institute director. Lunches, invariably at some pizza restaurant, were always an opportunity to bring together colleagues, assistants, sometimes staff, and, luckily for me, visitors. The discussions around the lunch table were substantive but also full of bonhomie.

In that period, Wolfgang and I began talking about Germany and Russia as two post-world-war one pariahs, bending every effort to mitigate and work around the isolation in which they found themselves in the early twenties. In 1999, as the conversations intensified, Wolf and I mounted an application to the Alexander von Humboldt Foundation’s Transcoop Program for a 3-year collaborative study of Germany and Russia’s efforts to “reclaim place” in the international arena the mid-1920s-1930s.

For me, Wolf was an ideal transnational collaborator. He was not daunted by the differences in scientific culture and in administrative practices between German and Canadian granting agencies. Much more important, he was eager to share his sources and his questions. I recall sitting in his basement study, watching him light up when he came upon some puzzle on which there was conflicting evidence (or sometimes no readily available evidence at all). Wolf had unlimited energy for the detective work involved in research. His enthusiasm was contagious.

But most of all, Wolf shared himself with his colleagues and friends. I recall stays in his home (on the third floor), family breakfasts around the table, sightseeing with Wolf along the Neckar, and sometimes just watching the news together (with Wolf and Rosemarie commenting). The talk was always deep, a real exchange. On the last morning, there was almost invariably a gift of his newest book - never slim - always challenging the capacity of my suitcase.

In May of 2000, as part of our collaborative Transcoop grant, I hosted in Toronto an international conference on German-Soviet Medical Relations between the Wars. That conference was the culmination of 6 years of annual symposia on the subject held in Berlin every May during Spargelzeit hosted by the Institut für Geschichte der Medizin of the Free University in Berlin and its Director Rolf Winau. Participants in those annual meetings, who came from Germany, Russia, the U.S., the UK, Austria, and Canada, were invited to use archival materials the Toronto project had retrieved from the Russian archives.

At the Toronto 2000 meeting, 4 of the 11 papers were devoted to the career and work of the enigmatic Professor Heinz Zeiss (1888-1949), who spent over a decade (1921-1932) in the U.S.S.R., working as a microbiologist, leading scientific expeditions to study tropical diseases far-flung regions, and always writing reports. A reviewer of *Doing Medicine Together: Germany and Russia between the Wars*, the edited book that grew out of the conference, commented that the volume was strangely preoccupied with Heinz Zeiss. For those of us in the field, the attraction of studying Zeiss was obvious. Here was a trans-national go-between, trained in Germany with some of the leading experts in tropical medicine, who secured - and held - toeholds in prestigious scientific institutions in Soviet Russia. (Significantly, historians of German medicine were always more impressed by Zeiss's inroads into the Soviet scientific establishment than were specialists in the history of Soviet medicine.) An analysis of the networks Zeiss created promised a unique window on the challenges of doing science across borders. To add to the puzzle, Zeiss was a man with deep cultural and political loyalties to Germany, who sometimes wrote articles including the words "we, Russians." The fact that he was later accused by the Soviets of having been a spy for the Germans heightened his appeal to researchers.

Wolfgang contributed a paper on Heinz Zeiss as a “traveller” in the Soviet Union. The lens was understandable: even the most superficial reading of Zeiss’s travel reports shows him often “away” from his base in Moscow, whether on a scientific expedition, a cultural mission to advertise the virtues of German science, or a reconnoitering venture to the colonies of Germans who had made their home in the Volga region. In a remarkable throwaway line, Eckart wrote that travel involves not only going to, but being absent from. Zeiss was “absent” not only from Moscow, but in a more important sense, from Germany. For all that, Wolf made it clear in his article that he was interested not only in Zeiss’s peripatetic life, but in a larger sense in the way Zeiss’s political and scientific and cultural interests travelled.

Heinz Zeiss clearly got under Wolfgang’s skin. In the years that followed the publication of *Doing Medicine Together*, whenever I met him, Wolf would tell me that Zeiss’s travel reports should be annotated and published in their entirety. They were so rich and revealing. (Those reports were deposited in the several German archives: the Auswärtiges Amt in Berlin and Bundesarchiv in Koblenz and in Berlin. One wonders whether Zeiss himself was involved in the dissemination of his papers). In 2012, I got an e-mail from Wolf, telling me he was moving ahead with the project. From the very beginning, Eckart had been troubled by the intrusion of political orientations in Zeiss’s travel reports. As he put it in 2006, “As an observer, Zeiss wore two hats: hygienist and cultural and racial anthropologist.” In his 2016 book on Zeiss, (*Von Kommissaren und Kamelen: Heinrich Zeiss - Arzt und Kundschafter in der Sowjetunion 1921-1931*) he pushed the issue further. Reading back from the institutional posts Zeiss would hold after he returned to Germany in 1933, (inter alia, the post of surgeon-general in Hitler’s armies in the east) and Zeiss’s increasingly strident advocacy on behalf of the *Auslanddeutschen*, the ethnic Germans living outside Germany’s borders, Eckart probed how much of Zeiss’s later mindset he had brought to Russia and what the Russian experience contributed to the formation of that mindset.

Then too, as early as 2006, Eckart stressed the fine line between observing/surveillance and spying. Over the years, he became increasingly determined to figure out in whose service Zeiss was during his 11-year sojourn in Russia. Was Zeiss working for the German government, as the Soviets would later allege? In 2015 I received an

excited e-mail from Wolf reporting that he had found as we say “the smoking gun”: a worn piece of paper in the archives documenting a salary Zeiss received from the German Foreign Office during his Moscow years. Was that enough proof? When he was preparing what he called “my Zeiss,” I recall Wolf’s calling me once when I was in the Koblenz archives to discuss what would constitute definitive evidence.

Wolf himself had a sense of adventure. He had always said he wanted to visit Canada with his family. I did not know whether this was a fond wish or a real plan. I remember his pulling up to our house in Toronto in an enormous motor home and the four Eckarts tumbling out. He had crisscrossed some of the eastern United States and parts of Canada. During his stay in Toronto, (and a later month-long research stint here), Wolf left the popular sights in favor of seeing how people lived, how the city worked.

Wolf never hid the fact that he was ill. Sometimes when I would call him, he would tell me in detail how he was, never with self-pity. I am sorry not to have seen him in the last few years: we had plans for me to visit and then COVID arrived.

Susan Solomon

Selected Bibliography

Wolfgang Eckart, “Creating Confidence: Heinz Zeiss as a Traveller in the Soviet Union, 1921–1932,” in: Susan Gross Solomon (ed.): *Doing Medicine Together: Germany and Russia between the Wars*. Toronto: University of Toronto Press, 2006, 199–240.

Sabine Schleiermacher, “The Scientist as Lobbyist: Heinz Zeiss and the *Auslandsdeutschtum*,” *ibid.*, 291–325.

Elizabeth Hachten, “How to Win Friends and Influence People: Heinz Zeiss, Boundary Objects and the Pursuit of Cross-National Scientific Collaboration in Microbiology,” *ibid.*, 159–199.

Susan Gross Solomon, “Infertile Soil: Heinz Zeiss and the Import of Medical Geography to Russia 1922–1930,” *ibid.*, 240–291.

Wolfgang U. Eckart, *Von Kommissaren und Kamelen: Heinrich Zeiss –Arzt und Kundschafter in der Sowjetunion 1921–1931*. Paderborn: Schöningh 2016.



WOLFGANG U. ECKART IN DER BIBLIOTHEK DES INSTITUTS FÜR
GESCHICHTE UND ETHIK DER MEDIZIN MIT STUDIERENDEN.
© UNI HEIDELBERG

AURORA ⁷

von Heinz Schott

Lauf-Bahn Werde-Gang Lebens-Lauf
Im letzten Jahrtausend sind wir
Geworden gegangen gelaufen
Auf der Bahn wie vorgesehen
Und dabei aufgestiegen
Auf der Leiter der Karriere.

Als Institute für uns Tempel waren
Geheimnisvoll nach alten Büchern duftend
Und Priester der Gelehrsamkeit
Dort ihre Weltbetrachtung pflegten
Wie einst in Münster Roths Schuh
Oder Schipperges in Heidelberg.

Da erklommen wir Stufe um Stufe
Der Medizingeschichte Himmelsleiter
Am Fuße standen Toellner und Seidler
Die ihre Eleven eingeweiht hatten
In die Rituale der Wissenschaft
Und die Kunst ihrer Verkündung.

Eine profane Himmelspforte
Tat sich endlich den Eifrigen auf
Mir auf dem Venusberg
Dir im Neuenheimer Feld
Wo wir dann unsere Agenda betrieben
In verschiedener Richtung jeder für sich.

⁷ Der Beitrag wurde im Juli 2021 für Wolfgang U. Eckart zum 70. Geburtstag eingereicht.



IL GUERCINO: AURORA, ZEICHNUNG CA. 1662

Aber den Ruhestand vor Augen
Öffnete sich ein gemeinsamer Raum
Des akademischen Gesprächs
Frühe Neuzeit ging uns wieder auf
Erschien da nicht im Morgenglanz
Sogar die göttliche Aurora?

ERINNERUNGEN AN WOLFGANG U. ECKART

Ich habe Wolfgang Eckart als Kollegen in der Medizinischen Fakultät vor allem in gemeinsamen Promotionsprüfungen kennengelernt. Es ist uns immer wieder gelungen, diese Promotionsprüfungen gemeinsam mit der/dem Doktoranden/in und manchmal einem dritten Prüfer (bei Dr. sc. hum-Prüfungen) zu einem für alle Beteiligten interessanten intellektuellen Erlebnis werden zu lassen. Wolfgangs weites Interessenspektrum und breit gestreute Neugier war dabei sehr hilfreich. Seine Prüflinge hatten oft schon ein beachtliches Berufsleben hinter sich. Einer von ihnen war altersmäßig nur geringfügig jünger als wir, zum Zeitpunkt der Prüfung waren wir alle zwischen 55 und 60 Jahren alt, der Doktorand eingeschlossen.

Einmal hätten wir beinahe gemeinsam eine Promotion beauftragt. Mich interessierte, wie manche Lehrstuhlinhaber es schaffen, dass nach ihrer Emeritierung ein übergroßer Anteil der neuen Lehrstuhlinhaber desselben Faches ihre/seine ehemaligen Doktorand/inn/en sind. Dazu wollte ich historisch zunächst einmal nachverfolgen, welche Lehrstuhlinhaber es überhaupt sind, die derart viel „Lehrstuhlnachwuchs“ in die Welt senden und welche Merkmale (z.B. welche wissenschaftspolitischen Orientierungen) diese „Mütter und Väter“ miteinander verbinden. Meine Vermutung war, dass diese Lehrstuhlinhaber alle dem zum jeweiligen Zeitraum „herrschenden“ fachlichen Ideologien angehörten, und durch „Lehrstuhlvererbung“ die Dominanz dieses bereits dominierenden Ansatzes weiter verlängerten. Für die Psychotherapieforschung, in der eine kognitiv-behaviorale Orientierung seit Langem vorherrscht, wollte ich diesen von mir vermuteten Mechanismus belegen. Eine solche Arbeit konnte ich mir methodisch sorgfältig nur gemeinsam mit einem Historiker vorstellen. Wolfgang hat auch interessiert zugesagt. Leider ist das Projekt bei mir selbst anderen, dringenderen Aufgaben zum Opfer gefallen.

Gegen Ende seines Lebens verband uns die Tatsache, dass wir beide eine Krebserkrankung erlitten, wenn auch von unterschiedlicher Art. Und dass wir diese Gemeinsamkeit herausfanden bei einem Sommerfest auf dem elterlichen Bauernhof einer gemeinsamen Freundin nahe Sinsheim. Wir haben darüber einmal miteinander auch telefoniert – szenisch skurril: er aus der Bestrahlung in der Radiologie, ich aus der Chemotherapie im Nationalen Tumorzentrum. Wir waren zu weiteren solcher Telefonate locker verabredet, aber sein dann überraschender Tod verhinderte dies. Bei

seiner Beerdigung auf dem Friedhof in Ziegelhausen traf ich schließlich (verabredet) einen gemeinsamen Freund, einen Psychiater, mit dem er Anfang der 1980er in Münster über „Medizin im Nationalsozialismus“ geforscht hatte und ich knappe 20 Jahre über die Bedingungen einer „SYMPAthischen Psychiatrie“ in der Westfälischen Landesklinik in Paderborn.

Ich werde Wolfgang Eckart als einen „Gelehrten“ im guten traditionellen Sinne, als einen freundlichen und menschlichen Ordinarius ohne Arroganz und Rivalisier-Ge-habe und als sehr offenen Gesprächspartner dankbar in Erinnerung behalten. Ich freue mich und habe bereits davon profitiert, dass er in Karen Nolte eine sehr gute Nachfolgerin gefunden hat.

Jochen Schweitzer

DAS SEHEN LEHREN – ANSICHTEN ZU MICHEL FOUCAULTS „GEBURT DER KLINIK“

Das Hospital in Mittelalter und früher Neuzeit“ – so hieß das Seminar, das Wolfgang U. Eckart vor zwanzig Jahren, im Sommersemester 2002, in Heidelberg anbot und das zudem unsere erste Begegnung markierte. Einmal pro Woche saßen Studierende der Medizin und der Geschichte um einen großen Tisch im Institut und diskutierten, argumentierten, hörten zu, lernten das medizinhistorische Sehen. Was nach diesem Semester für mich selbst folgte, war eine weite und mehrjährige gemeinsame Reise durch die Medizingeschichte, als Student noch hatte ich z.B. die Möglichkeit, intensive Recherchen zu Verbrechen der Medizin im Nationalsozialismus durchzuführen. Doch das ist ein anderes Kapitel. Hier, an dieser Stelle, soll es zurück zum Anfang gehen, zu (m)einem Thema des Seminars 2002.

Was ist der Geist der Medizin, der Geist der Patientenbehandlung, der Geist der Klinik? „Aus der Verworrenheit und Dunkelheit der Symptome das Prinzip und die Ursache der Krankheit herausfinden; ihre Natur, ihre Formen, ihre Komplikationen erkennen; [...] mit Hilfe einer raschen Analyse alles absondern, was ihr fremd ist; die günstigen wie auch die schädlichen Ereignisse voraussehen, die im Laufe der Krankheit eintreten müssen; die von der Natur geschenkten Wendungen benutzen, um so die Heilung herbeizuführen; die Kräfte des Lebens und die Aktivität der Organe abschätzen; ihre Energie je nach Bedarf steigern oder vermindern; genau festlegen, wann ein Eingreifen und wann ein Abwarten notwendig ist; sich mit Sicherheit zwischen verschiedenen Behandlungsmethoden entscheiden [...]; diejenige Methode auswählen, die am schnellsten, am leichtesten und am sichersten zum Erfolg zu führen scheint; [...] sich zum Herrn der Kranken und ihrer Beschwerden machen, ihre Schmerzen lindern; ihre Beunruhigung besänftigen; ihre Bedürfnisse erraten; ihre Launen ertragen; ihren Charakter schonen [...] wie ein zärtlicher Vater, der über das Schicksal seiner Kinder wacht: das sind, meine Herren, die Sorgfalt und die Pflichten, die die Ausübung der Medizin den Praktizierenden auferlegt.“ (Nach Dumas, Éloge de Henri Fouquet (1807), im französischen Original bei Girbal (1857), S. 18, Übersetzung nach Foucault und durch den Autor)

Dieser Katalog stammt aus dem Jahr 1807. Was also ist da plötzlich passiert, wenn wir uns an die Hospitäler des Mittelalters und der frühen Neuzeit erinnern, die oft lediglich als Aufbewahrungsanstalten dienten? Und nebenbei – ist es geboten oder berechtigt, das Wort „plötzlich“ zu verwenden?

In den ersten Jahren und Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts war der Umwandlungsprozess vom Hospital zum Krankenhaus in vollem Gange. Doch ist tatsächlich davon auszugehen, dass hier eine „Geburt der Klinik“ stattgefunden hat, wie sie Michel Foucault ins Gespräch bringt? Eine Geburt als Ergebnis eines langwierigen Vorgangs? Eine Geburt der Klinik als schnell ablaufender Akt ohne umfangreiche Vorentwicklung? Sehen wir selbst...

IM DEUTSCHSPRACHIGEN RAUM VOR UND NACH 1800

Lange Zeit dienten Hospitäler weniger der ärztlichen Behandlung als vielmehr der Unterbringung von Stadtarmen sowie der Isolation von Infizierten, da Kranke in der Regel zu Hause von der eigenen Familie versorgt wurden. (Drees 1988, S. 155) Der natürliche Ort der Krankheit sei daher der natürliche Ort des Lebens gewesen – die Familie. (Foucault 1988, S. 34)

Es gab gar moralische Einwände gegen eine Verbesserung der Verhältnisse in den Institutionen, beispielsweise in Stuttgart in den 20er-Jahren des 19. Jahrhunderts, wo ein Sachverständiger zu bedenken gab: „Das Volk wird durch die Aussicht auf die Zugänglichkeit guter und nicht abschreckender Krankenanstalten unmoralischer, leichtsinniger und geneigter, sich auf die Aufnahme in das Krankenhaus zu verlassen.“ (Zitiert nach Drees 1988, S. 155) Jedoch: Die Krankenpflege wurde vor allem deswegen zu Hause praktiziert, weil es für viele schlicht zu teuer war, ein Spital aufzusuchen. Kostenlos aufgenommen wurden nur von Behörden anerkannte Arme, Pflege stand im Vordergrund, nicht Behandlung.

Durch die Veränderung der Lebensbedingungen, durch Industrialisierung und Binnenwanderung konnten sich die Menschen allerdings immer seltener und zudem weniger umfassend der Krankenpflege zu Hause widmen. (Eckart 2017, S. 179) Ein Umdenken wurde unausweichlich. Diese Entwicklung kam jedoch nur langsam voran.

Gegen die Widerstände einer älteren Professorengeneration, die an überkommenen Lehrmeinungen festhielt, konnte die Krankenhausmedizin erst allmählich ihren Siegeszug beginnen, beispielsweise in Wien. Ein gutes Beispiel für Erfolge der beob-

achtenden Analyse am Krankenbett sind Ignaz Semmelweis' Erkenntnisse über das Kindbettfieber aus den 1840er Jahren. Trotz dieses frühen Musterfalls evidenzbasierter Medizin stieß Semmelweis zunächst auf Ablehnung und Trotz.

Verkrustung und Widerstände finden sich auch in einem anderen Beispiel aus dem deutschsprachigen Raum, aus Baden: Der Ausbau von Häusern ausschließlich für Kranke wurde dort nicht vor 1830 vorangebracht. Häuser zur Pflege und Aufbewahrung machten immer noch einen Großteil der vorhandenen Einrichtungen aus und führten die Tradition des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Hospitals weiter. (Loetz 1993, S. 194) Ihre Ausstattung war entsprechend schlecht: In einem zeitgenössischen Protokoll über das Inventar einer badischen Einrichtung vom Ende des 18. Jahrhunderts ist zu lesen: „Die Ausstattung [umfasste] mehrere Holzöfen, 15 Tische, 18 Stühle, drei Nachttöpfe, fünf Ober-, drei Unterbetten, sechs Kopfkissen, drei Strohsäcke, zehn Leinentücher, acht Bett- [und] 20 Kopfkissenbezüge.“ (Nach Loetz 1993, S. 195) Die Einrichtung war also eher notdürftig als ausreichend. Noch überraschender ist, dass medizinische Instrumente gar keine Erwähnung finden. Dieses Beispiel ist kein Einzelfall. Noch 1850 standen – ebenfalls in Baden – 15 potentiell Kranken im Staufener Spital acht Handtücher, zwölf Hemden, fünf Spuckkästen, eine Bettpfanne und eine Bettflasche, ein Nachtstuhl und eine Wanne zur Verfügung. Zu den medizinischen Hilfsmitteln gehörten ein Krankenwagen ohne Räder und vier spanische Wände. (Siehe Loetz 1993, S. 197)

Hospitäler und Krankeneinrichtungen galten immer noch als Vorhof zum Ableben, nicht als Durchgangsstation zu neuem Leben. (Risse 1996, S. 77, siehe auch Loetz 1993, S. 199). Die Foucaultsche Klinik, in der Ärzte am Menschen studierten und forschten, kam in Baden erst nach 1850 zum Durchbruch.

Doch die erkennbaren, bisweilen auch sehr frühen Fortschritte sollen nicht unerwähnt bleiben. In Wien nämlich eröffnete bereits im Jahr 1784 das Allgemeine Krankenhaus. Kaiser Joseph II. wollte damit die Krankenhausbetreuung zentralisieren und eine Einrichtung schaffen, die nur Kranken offenstand. Es entstand eine monumentale Institution mit 2.000 Betten. (Risse 1996, S. 89)

NEUES UND ALTES MISCHEN

Zuvor hatten bereits Blatternhäuser eine Besonderheit dargestellt, denn dort wurde immerhin Behandlung angeboten. So kann man sagen, dass die Blatternhäuser bereits „Krankenhäuser“ im moderneren Sinn des Wortes waren. (Mehr bei Jütte 1996a, S. 111, 115) Die Entwicklung vom Hospital zum Krankenhaus vollzog sich in Brüchen, Neues und Altes mischend. (Labisch/Spree 1996, S. 14) Eine frühe fortschrittliche Definition des Begriffs Krankenhaus in der ‚Oeconomischen Encyclopädie‘ aus dem Jahr 1791 lässt jedoch bereits aufhorchen: „Kranken-Haus, das Haus, worin jemand krank liegt. [...] eine Anstalt, wo Kranke, insonderheit arme Kranke, verpfleget und curiret werden.“ (Zitiert nach Jütte 1996b, S. 32) Langsam begann man zudem, Kranke auf verschiedene Abteilungen zu verteilen („Kunst der Verteilung“ (Foucault)). Diese zunächst sozialpolitisch gehandhabte Verteilung erhielt nach und nach therapeutisch bestimmte Züge. Die Tätigkeit der in der Anstalt Beschäftigten wurde einem Kontroll- und Hierarchisierungsprozess unterzogen, den Foucault „Kontrolle der Tätigkeit“ nennt. (Siehe Jütte 1996b, S. 40) Die geforderte Unterordnung der Kranken sorgte zunächst dafür, dass wieder Arme und Abhängige diesen Anforderungen gerecht wurden. (Jütte 1996b, S. 45; Göckenjan 1985, S. 223)

Zu wichtigen Faktoren für den Umschwung hin zur Klinik gehören das Anwachsen der Bevölkerung in großen Städten, der marode Zustand der bestehenden Hospitäler, das Aufkommen eines Verantwortungsgefühls für die Wohlfahrt der Staatsbürger sowie die langsame Vervollkommnung medizinischer Heilmethoden. (Leistikow 1976, S. 13) Und auch in baulicher Hinsicht sind bemerkenswerte Veränderungen zu beobachten. Da wenige oder keine Vorbilder für die großen Krankenhausbauten des 19. Jahrhunderts vorhanden waren, ist die Bauentwicklung als enorme Leistung anzusehen. (Dazu u.a. Leistikow 1976, S. 18, 28-30, 34) Die Lehre am Krankenbett wurde zu einer Selbstverständlichkeit. (Leistikow 1976, S. 16)

GEBURT ODER PROZESS? FOUCAULT UND SEINE GEGNER

Die französische Medizin spielte eine Vorreiterrolle; hier entwickelte sich eine Hospital-Medizin, in der die bloße Beobachtung der Patienten und deren subjektive Gefühlsäußerungen durch eingehende körperliche Untersuchungen ergänzt wurden.

Auch Obduktionen beispielsweise wurden in den großen Pariser Krankenhäusern bereits am Anfang des 19. Jahrhunderts in großer Zahl durchgeführt. (Huerkamp 1985, S. 88, 90) In den großen, unter staatlicher Kontrolle stehenden Krankenanstalten konnten Ärzte neue Behandlungsmethoden ausprobieren und Patienten in vielfältiger Weise zu Untersuchungszwecken heranziehen, da diese oft aus niedrigen sozialen Schichten kamen und kaum Einspruch erhoben. (Huerkamp 1985, S. 88) Eine solche Einrichtungsmedizin basierte u.a. auf klinischen Experimenten, Autopsien und medizinischer Statistik unter Ausnutzung der Vulnerabilität der Patienten.

Gab es nun aber bei der Veränderung vom alten Hospital zum modernen Krankenhaus eine Art ‚Urknall‘? Der Historiker Colin Jones streitet den ‚Urknall‘ ab, den man aus Foucaults Begrifflichkeit herauslesen könnte, indem er darauf verweist, dass, würde man diesen Gedanken akzeptieren, die Geschichte der Evolution, die sich in Frankreich abgespielt hatte, auf den „Müllhaufen der Geschichte“ zu werfen sei. (Jones 1996, S. 58) Jones geht vielmehr von einem langen Wettkampf zwischen religiösen und wissenschaftlichen Sichtweisen aus, der zur Entwicklung der Klinik führte. Die Ärzte sieht er dabei gar nicht als die eigentlichen Revolutionäre. Sie fügten sich in die bestehenden Institutionen ein, um diesen einen neuen Stempel aufzudrücken, jedoch nicht plötzlich mit einem Paukenschlag, sondern auf leisen Sohlen im Widerstand gegen Konkurrenz von nicht medizinisch ausgebildeter Seite. (Jones 1996, S. 65)

Jones bringt auch noch die französischen Militärhospitäler in die Debatte ein: Bereits viel früher wurden in diesen speziellen Einrichtungen Krankenbettmedizin und Lehre praktiziert. (Jones 1996, S. 69f.) Er will die Geburt der Klinik somit entdramatisieren und spricht von einem tröpfchenweisen Vorstoß in Richtung der modernen Medizin, der sich entlang einer ausgedehnten Zeitschiene bewegte (Jones 1996, S. 73) und eine „neue Institution der Disziplin“ (Schäfer 1973, S. 184) mit sich brachte.

Noch kritischer geht der amerikanische Medizinhistoriker Guenter B. Risse mit Foucaults ‚Geburt‘ um: Er spricht Foucault die Fähigkeit ab, Aktivitäten in Ländern außerhalb Frankreichs in ihrer eigentlichen Dimension zu würdigen imstande zu sein, und er sieht bei ihm Selbstüberschätzung, gepaart mit obskurem Sprachgebrauch und einem Defizit an historischer Realitätsnähe. (Risse 1996, S. 75, 76) Für Risse gab

es ebenfalls keine Geburt, sondern einen Prozess, gesteuert von der schöpferischen Kraft, die in der Konkurrenz zwischen kirchlichem und medizinischem Denken zu suchen ist – kein plötzlicher Deus ex Machina also, der die Klinik mitbringt. (Risse 1996, S. 93)

Doch ganz so leicht sollte man es sich nicht machen. Der Begriff der Geburt ist erstens nicht zu eng und starr zu fassen. Zweitens finden sich bei Foucault Überlegungen, die durchaus nah an der Realität sind, deren Mangel Risse so beklagt. Zur Heilung im klinischen Kontext merkt Foucault beispielsweise an: Sei der Mensch im Krankenhaus, dann solle der Arzt als natürlicher Erbe der beiden sichtbarsten Missionen der Kirche und der Familie wirken – der „Tröstung der Seelen und der Linderung der Schmerzen“. (Foucault 1988, S. 49) Foucault sieht zudem eine politische Ebene im Wirken der Ärzte, schließlich machen Letztere „den Menschen zu ihrem einzigen Studium“ und können so „unter dem dürrtigen Strohdach und unter kostbarer Vertäfelung die menschlichen Erbärmlichkeiten betrachten“, die oft Tyrannei und Sklaverei entsprangen. (Foucault 1988, S. 51) Die Rolle der Familie müsse in einer Gesellschaft, in der die Familie nicht mehr jede Funktion übernehmen kann, durch kollektive Pflicht der Fürsorge für Leidende ersetzt werden. (Foucault 1988, S. 56) Oder anders und früher formuliert: „Man muss der Wissenschaft Augen geben.“ (Petit 1806, S. 103)

Ist es also das, das uns von der Klinik der Moderne sprechen lässt? Der Blick des Arztes, die Behandlung am Krankenbett, die Auseinandersetzung mit der Person und der Vergleich mit Krankheitsfällen anderer Kranker, der im Haus der Familie gar nicht möglich ist? Bilden diese Aspekte das Auge, das die Wissenschaft benötigte? Die Frage des 18. Jahrhunderts „Was haben Sie?“ – ohne professionellen Bezug zur Medizin – wich der Frage „Wo tut es Ihnen weh?“. (Foucault 1988, S. 16) Die entsprechend heilbringende Antwort darauf ist abhängig vom Auge der Wissenschaft, vom Vergleich, von der Erkenntnis, von der Forschung am Krankenbett – von der Geburt der Klinik eben, wie auch immer sie umschrieben ist.

GEBURT DER KLINIK DURCH KONTINUIERLICHEN FORTSCHRITT: WAS LEHRT SIE UNS?

Die Pariser Fortschrittlichkeit zeigte sich auch darin, dass schon im Jahr 1801 der sogenannte Conseil Général des Hôpitaux et des Hospices Civils eingerichtet wurde. (Coury/Wiriot 1976, S. 161) Dieser Conseil unterteilte die ihm zugehörigen Häuser in zwei Gruppen: in die allgemeinen Krankenhäuser, in denen erwachsene Kranke oder Verwundete aufgenommen werden sollten, und in Spezialkrankenhäuser, in denen besondere Kategorien Kranker Aufnahme fanden. Die Hôpitaux généraux wiesen eine Trennung in innere und chirurgische Abteilungen auf. Unter den acht Einrichtungen dieses Namens waren das Hôtel-Dieu, die Charité, Necker sowie die Maison de Santé. Die Hôpitaux Spéciaux waren z.B. Kinderkrankenhäuser wie das Hôpital des Enfants oder das Bicêtre für Geisteskranke und Epileptiker. (Coury/Wiriot 1976, S. 165)

Die im Vergleich zu anderen Ländern wie Deutschland früh begonnene Phase der Reform in Frankreich und somit der „Überlegenheit der französischen Pläne“ (Florence Nightingale, siehe Coury/Wiriot 1976, S. 170) ließe sich als Geburt der Klinik durch kontinuierlichen Fortschritt beschreiben. Der Medizinhistoriker Charles Coury hält fünf Perioden fest – von der ersten zwischen 1801 und 1830, in der es darum ging, Bestehendes zu verbessern und die Hygiene zu optimieren, bis hin zu den letzten zwanzig Jahren des 19. Jahrhunderts, in denen mit dem Hôpital de Tenon das erste Pariser Krankenhaus mit ausschließlich laizistischem Personal arbeitete. (Zu den Phasen ebd.)

Nun wieder zu Foucault. Sicherlich denkt er nicht unhistorisch, wie ihm das von mancher Seite vorgeworfen wurde. (Siehe oben Risse 1996.) Der Begriff der Geburt allerdings erscheint auslegbar und interpretationswürdig. Es hat freilich keine Geburt in dem Sinne stattgefunden, dass vorher nichts vorhanden war. Sowohl in Frankreich als auch in Deutschland und anderen Ländern konnte eine Grundlage genutzt werden, auf der aufzubauen war. Daraus konnte Neues, ja Revolutionäres entstehen. Mischformen existierten lange Zeit. Das „Krankenhaus“ jedenfalls sollte fortan dem Zweck der Erkennung, Behandlung und im Idealfall der Heilung von Krankheiten und zur Geburtshilfe dienen.

Egal, ob man aus heutiger Sicht mit einer Geburt einverstanden ist oder nicht: Wir sehen die Verwandlung einer Wirklichkeit – oder, um es mit Foucault zu sagen: „Damit die klinische Erfahrung als Erkenntnisform möglich wurde, bedurfte es einer Reorganisation des ganzen Spitalbereichs, einer neuen Definition der Stellung des Kranken in der Gesellschaft und der Herstellung eines bestimmten Bezuges zwischen der Fürsorge und der Erfahrung, zwischen dem Helfen und dem Wissen; man musste den Kranken in einen kollektiven und homogenen Raum stellen. Man musste auch die Sprache einem ganz neuen Bereich öffnen: dem Bereich einer konstanten und objektiv fundierten Korrelation zwischen dem Sichtbaren und dem Aussagbaren. [...] man macht sichtbar, indem man sagt, was man sieht.“ (Foucault 1988, S. 206 f.) Und wenn damit der Wissenschaft Augen eingesetzt wurden, dann ist dieses Zur-Welt-Kommen die Schaffung einer unerhört neuen Wirklichkeit, an der sich die Wirklichkeiten, die noch kommen werden, messen lassen müssen.

Felix Sommer

Literatur:

Charles Coury, Mireille Wiriot: Die Pariser Krankenhäuser im 19. Jahrhundert, in: Hans Schadewaldt: Studien zur Krankenhausgeschichte im 19. Jahrhundert im Hinblick auf die Entwicklung in Deutschland. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1976, S. 161–176.

Annette Drees: Die Ärzte auf dem Weg zu Prestige und Wohlstand, Sozialgeschichte der württembergischen Ärzte im 19. Jahrhundert. Münster: Deutscher Ärzteverlag 1988.

Ch.-L. Dumas: Éloge de Henri Fouquet, in: A. Girbal: L'Esprit de la clinique médicale. Montpellier: Ricard Frères 1857, S. 18f.

Wolfgang U. Eckart: Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin. 8. Auflage. Heidelberg/Berlin: Springer 2017.

Michel Foucault: Die Geburt der Klinik, Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. Frankfurt am Main: S. Fischer 1988.

Gerd Göckenjan: Kurieren und Staat machen – Gesundheit und Medizin in der bürgerlichen Welt. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1985.

Claudia Huerkamp: Der Aufstieg der Ärzte im 19. Jahrhundert: vom gelehrten Stand zum professionellen Experten: das Beispiel Preußens. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1985.

Colin Jones: The Construction of the Hospital Patient in Early Modern France, in: Norbert Finzsch, Robert Jütte (Hrsg.): *Institutions of confinement: hospitals, asylums and prisons in Western Europe and North America, 1500–1950*. Cambridge: Cambridge University Press 1996, S. 55–74.

Robert Jütte: Syphilis and Confinement – Hospitals in Early Modern Germany, in: Norbert Finzsch, Robert Jütte (Hrsg.): *Institutions of Confinement: Hospitals, Asylums and Prisons in Western Europe and North America, 1500–1950*. Cambridge: Cambridge University Press 1996a, S. 97–116.

Robert Jütte: Vom Hospital zum Krankenhaus: 16. bis 19. Jahrhundert, in: Alfons Labisch, Reinhard Spree (Hrsg.): *Einem jeden Kranken in einem Hospitale sein eigenes Bett. Frankfurt am Main/New York: Campus 1996b*, S. 31–50.

Alfons Labisch, Reinhard Spree: Entwicklung, Stand und Perspektiven einer Sozialgeschichte des Allgemeinen Krankenhauses in Deutschland, in: Alfons Labisch, Reinhard Spree (Hrsg.): *Einem jeden Kranken in einem Hospitale sein eigenes Bett. Frankfurt am Main/New York: Campus 1996*, S. 13–28.

Dankwart Leistikow: Das deutsche Krankenhaus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Hans Schadewaldt (Hrsg.), *Studien zur Krankenhausgeschichte im 19. Jahrhundert im Hinblick auf die Entwicklung in Deutschland*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1976, S. 11–37.

Francisca Loetz: *Vom Kranken zum Patienten, „Medikalisierung“ und medizinische Vergesellschaftung am Beispiel Badens 1750–1850*. Stuttgart: Steiner 1993.

Marc-Antoine Petit: *Discours sur la manière d'exercer la bienfaisance dans les hôpitaux*. In: *Ders.: Essai sur la médecine du cœur*. Lyon: Garnier et Reymann 1806.

Gunter B. Risse: Before the Clinic Was „Born“, Methodological Perspectives in Hospital History, in: Norbert Finzsch, Robert Jütte (Hrsg.): *Institutions of Confinement: Hospitals, Asylums and Prisons in Western Europe and North America 1500–1950*. Cambridge: Cambridge University Press 1996, S. 75–96.

Roland Schäfer: Medizin, Macht und Körper – Überlegungen zu Foucault, in: *Argument-Sonderband AS (73)*. Berlin: Argument-Verlag 1973, S. 178–195.

GEDENKBLATT WOLFGANG UWE ECKART

Das universitäre Wirken von Wolfgang U. Eckart in Heidelberg habe ich von Beginn an bis zu seinem Ausscheiden aus dem Dienst begleiten können. Ich war fakultäts-externes Mitglied der Berufungskommission, die Herrn Eckart für den Lehrstuhl für Geschichte der Medizin vorschlug, und ich war anwesend bei seiner Abschiedsvorlesung; auch am Akt der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes durch die Wissenschaftsministerin Bauer nahm ich, eingeladen durch den zu Ehrenden, teil. Wir waren nicht im landläufigen Sinn des Wortes befreundet, aber uns verband eine verlässliche und stets wachsende vertraut-freundschaftliche Kollegialität, die sich im Austausch unserer Publikationen und im Gespräch über sie manifestierte. Immer wieder hatte ich Anlass zum Staunen über die Breite seiner Forschungsgebiete, die immense Produktivität, die sich vom Handbuch und Nachschlagewerk bis zur großen Monographie, vorzugsweise zur Medizingeschichte des 20. Jahrhunderts, erstreckte. Dazu kamen zahlreiche Aufsätze zu sehr unterschiedlichen Themen vom Mittelalter bis zur Gegenwart, alles auf eindrucksvoller Quellenkenntnis beruhend, erworben durch vielfache Archivbenutzung von Deutschland bis in die USA.

Im akademischen Alltag gab es wenig Berührungspunkte zwischen uns. Wir haben, wenn ich mich richtig erinnere, niemals gemeinsame Lehrveranstaltungen abgehalten, und nur sehr gelegentlich habe ich Zweitgutachten für akademische Qualifikationschriften, die bei ihm entstanden, angefertigt. Einmal aber realisierten wir gemeinsam ein großes Projekt, als Herr Eckart meinen Vorschlag, das Thema „Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus“ umfassend, das heißt, für jede damals in Heidelberg vertretene Wissenschaftsdisziplin und jedes Institut zu behandeln, mit großer Bereitwilligkeit aufnahm und wir mit Volker Sellin als Drittem seit 2000 in vielen Besprechungen die Konzeption im Einzelnen erarbeiteten, Mitarbeiter anwarben und eingehende Manuskripte prüften. Dabei fiel Herrn Eckart der größere Teil der Arbeit zu, da er die Federführung für die Medizinische und für die Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät übernahm. Wenn sich kein Autor fand oder ein Beitrag dem Gesamthema nicht gerecht wurde oder trotz Zusage am Ende ganz ausfiel, mussten die Herausgeber die entsprechenden Teile selbst abfassen, um den Anspruch der Vollständigkeit einzulösen. Auch dabei füllte Herr Eckart ohne Zögern manche Lücke. 2006 konnte das Werk, das ihm so viel verdankt, erscheinen.

Unter dem Eindruck der Pandemie planten Herr Eckart und ich im vergangenen Jahr, das Pestbüchlein von Thomas Erastus, das ausdrücklich für Arme, die sich teure Medizinen nicht leisten konnten, bestimmt war, mit Kommentar neu zu edieren. Dazu ist es dann nicht mehr gekommen.

Wolfgang Eckart wusste um andere Dimensionen als unsere Wissenschaft. Auf das Titelblatt des Sonderdrucks eines Aufsatzes über Heil und Heilung in der theologisch-medizinischen Kultur des Mittelalters schrieb er mir im März des vergangenen Jahres: „Auch in schwierigen Zeiten, ja gerade in ihnen, meine herzlichsten Grüße aus Ziegelhausen! ‚Heil und Heilung‘ sind immer möglich, wo ‚Glaube und Hoffnung‘ nicht in der Verzweiflung verloren gehen. Daran sollten wir festhalten, dürfen wir festhalten.“

Eike Wolgast

